



**BENNY BAUPUNQ**  
**Peter, der Politkommissar**

# Kultur ohne Talent



1. Auflage

Webausgabe Dezember 2021

Copyright © 2021 Benny Baupunq

Lizenz: Creative Commons (CC BY NC ND 3.0)

Satz, Lektorat und Gestaltung: Felix Gerbrod

Umschlagillustration: Benny Baupunq, Linda Gagelmann

Verlag: Kultur ohne Talent, Hamburg [www.kot.de](http://www.kot.de)

Made in Germany

## Prolog

Es begann alles damit, dass 1988 der Betrug bei den Volkammerwahlen der DDR von engagierten Bürgern aufgedeckt wurde. Als ein Jahr darauf überall in der DDR Millionen von Menschen für Freiheit und Selbstbestimmung auf die Straße gingen, traf das Zentralkomitee der SED eine folgenschwere Entscheidung. Das ZK verhängte den Notstand, mobilisierte die kasernierte Volkspolizei und die Nationale Volksarmee. Es befahl, die Demonstrationen mit Waffengewalt niederzuschlagen, sollten sie nicht unterbleiben.

Diese Idee ging gewaltig nach hinten los. Die Soldaten der Nationalen Volksarmee verweigerten dem Zentralkomitee den Befehl, die oberen Ebenen der Volkspolizei sahen sich nicht in der Lage, den Anweisungen der Partei Folge leisten zu können, da die ihnen unterstellten Einheiten und Abteilungen den Gehorsam verweigerten.

Als das Wachregiment des Ministeriums für Staatssicherheit „Feliks Dscherjinski“ das Feuer auf eine friedliche Demonstration vor dem Staatsratsgebäude eröffnete, eskaliert die Situation.

Die Forderung, die der „Bund der Kommunisten“ im November 1847 in London aufgestellt hatte, wurde in die Tat umgesetzt. Das Volk bewaffnete und erhob sich, um die Unterdrückung und Ausbeutung der SED abzuschütteln.

Das Zentralkomitee rief Moskau um Hilfe durch die Rote Armee an, doch Moskau schwieg. Als eine Woche später Berliner Betriebskampfgruppen in das Staatsratsgebäude eindrangten, trafen sie nur noch die Hausmeister an. Das ZK hatte sich vorher heimlich nach Südamerika abgesetzt.

Die SED war Geschichte.

Überall im Land setzten sich die Menschen sich zusammen und berieten, wie es weiter gehen sollte. Es bildeten sich Interessengemeinschaften, Arbeitsgruppen und Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte. Am 7. November 1989, dem Jahrestag der Oktoberrevolution, wurde gemeinsam die Demokratische Räterepublik ausgerufen. Die DDR wurde zur DRR.

Durch die Revolution lag die Wirtschaft der DRR am Boden. Mangel an Gütern des täglichen Bedarfs waren an der Tagesordnung. Diese Schwäche nutzten die imperialistischen Kräfte der BRD und überfielen die DRR. Es gelang ihnen im Handstreich, weite Teile Mecklenburg-Vorpommerns und des nördlichen Brandenburgs zu besetzen. Danach wendete sich das Blatt. Da ein Großteil der Bevölkerung an Waffen ausgebildet war, hatten sich innerhalb weniger Tage überall Widerstandsgruppen gebildet.

Von da an drängten die bewaffneten Bürger der DRR die Bundeswehr Stück für Stück unaufhaltsam zurück. An der ursprünglichen Grenze stoppten die Widerstandsgruppen ihren Vormarsch.

Der Zentralrat der Demokratischen Räterepublik bot der Bundesrepublik Deutschland einen Friedensvertrag an. Dieser enthielt einen jeweils 10km breiten, demilitarisierten Streifen östlich und westlich der gemeinsamen Grenze. Bonn akzeptierte nicht und bereitete einen weiteren Angriff vor. Unter dem zweiten Ansturm der Bundeswehr wären die Widerstandsgruppen der DRR beinahe zusammen gebrochen. Aus Protest und Solidarität mit der jungen Revolution hatten sich nach dem Vorbild von 1936 Internationale Brigaden formiert, um diesmal der DRR zur Seite zu stehen.

Neben dem schwarz-roten Banner mit Hammer, Sichel und Zirkel wehten jetzt auch das violett-gelbe-rosa Banner der Internationalen Brigaden. NVA-Veteranen lagen zusammen mit spanischen Malerlehrlingen und Pariser Studentinnen in den Stellungen und verteidigten Freiheit und Selbstbestimmung der jungen Republik.

1993 erkannte man, dass ein einvernehmliches, friedliches Kriegsende mit der BRD nicht zu erreichen war. Die in Verteidigungsmilizen umgruppierten Widerstandsgruppen gingen zum Angriff über. In den zwei darauf folgenden Jahren wurde die Bundeswehr immer weiter zum Rückzug gezwungen. 1994 wehten rote und schwarze Flaggen in Bonn und am 16.05.1995 ergaben sich die letzten bewaffneten bundesrepu-

blikanischen Einheiten in Stuttgart. Zuvor hatte sich die Bundesregierung bei Nacht und Nebel nach Österreich abgesetzt.

Im Laufe des Krieges gegen die BRD war innerhalb der Demokratischen Räterepublik eine neue Institution geschaffen worden, das Zentrale Politikkommissariat. Ihre Aufgabe war die Abwehr, Bekämpfung und Verfolgung von Saboteuren, Kollaborateuren und Geheimdienstagenten. Sie waren innerhalb und außerhalb der Streitkräfte eingesetzt. Sie sorgten für die politische Erziehung der Bevölkerung und die politische Strafverfolgung.

## Kapitel 01

### *BERLIN, SONNTAG 22.05.2016*

Mir schmerzte unendlich der Kopf. Der Untergrund, auf dem ich lag, war nicht mein Bett und er gehörte erst recht nicht zu meiner Wohnung. Soweit ich mich erinnern konnte, besaß meine Wohnung keine Gittertüren. So übervorsichtig war ich dann auch wieder nicht. Ein Uniformierter trat an das Zellengitter.

„Na aufgewacht, Genosse Dornröschen?“

„Wo bin ich?“

„In der Ausnüchterungszelle des Zentralen Politikkommissariats, Wedekinstraße 32. Es ist Montag, der 22.05.2016, 09:47 Uhr. Kommen Sie, man will Sie sehen.“

Der Wärter, ein Jungspund, schloss die Zelle auf und brachte mich in ein Verhörzimmer. Kurze Zeit, nachdem er mich dort eingeschlossen hatte, kamen er und eine Politikkommissarin in Begleitung einer Kanne Kaffee und zwei Tassen zurück.

„Guten Morgen Genosse Krüger. Müller mein Name, ich bin von der Internen Revisionsabteilung. Sie wissen, warum Sie hier sind?“

Ich fühlte mich wie ein Reh im Scheinwerferlicht, unfähig zu reagieren. Was immer ich getan hatte, es war nicht gut, wenn Fräulein Müller sich damit befasste. Sie war zwar eins der jüngeren Mitglieder der IRA, der Internen Revisionsabtei-

lung, aber eins der gefürchtetsten. Selbst den abgebrühtesten Frontsoldaten trieb ihre Stimme den Angstschweiß auf die Stirn. Im Gegensatz zu Fräulein Müllers Anordnungen wurden die Zentralen Dienstvorschriften des Zentralen Politkommissariats als freundlich gemeinte Handlungsempfehlungen betrachtet. Für sie galt das Naturgesetz: Leg Dich nicht mit Fräulein Müller an!

Ich erwachte aus meiner Schockstarre.

„Nein, ich kann ich nicht mal genau daran erinnern, wer ich bin. Wie soll ich wissen, warum ich hier bin?“

„In dem Zustand, in dem Sie hier angekommen sind, ist das nicht weiter verwunderlich. Sie waren sturzbetrunken.“

Erinnerungsfetzen blitzen vor meinem inneren Auge auf. Ich fiel aus einem Mannschaftstransportfahrzeug und wurde unter Flüchen einen kahlen Gang entlang geschleppt.

„Dann war ich wohl Hackepeter.“

„Das ist nicht witzig, Genosse.“, kommentierte sie eisig.

Sie schenkte uns Kaffee ein. In meinen kippte sie noch Salz und Zitronensaft. Ich war entsetzt.

„Genossin Müller, das ist widerlich. Meinem Wissen nach ist Folter verboten.“

„Vertrauen Sie mir. Das ist das beste Mittel gegen einen Kater.“

„Wahrscheinlich schmeckt es so widerlich, wie es aussieht.“

„Genosse, wir sind hier im Zentralen Politkommissariat und nicht im Ferienhaus der F.A.U.“, erwiderte Fräulein Müller.

„Wenn's schön macht ...“

Ich nahm den Schierlingsbecher und flößte ihn mir ein. Er war scheußlich.

„Also, zurück zum Thema. Wissen Sie warum Sie hier sind?“

„Nein, trotz des grässlichen Gebräus habe ich immer noch keine Ahnung, was Sie von mir wollen.“

„Gegen Sie liegt eine Anzeige wegen Körperverletzung vor.“

„Das klingt ungünstig. Wie kam es dazu?“

„Sie sollen gestern Abend in einer Kneipe mit der Genossin

Angelika Murkel vom Dezernat für Agitation und Propaganda in Streit geraten sein. Sie sollen sie als konterrevolutionäre Schlampe bezeichnet und ihr ins Gesicht geschlagen haben. Daraufhin wurden wir benachrichtigt. Ein Rollkommando hat Sie dann hierher gebracht.“

„Das erklärt einiges.“

„Was zum Beispiel?“

„Woher ich diese Broschüre habe, in der es um eine Freie Marktwirtschaft geht, und warum meine rechte Hand schmerzt.“

Ich überflog das Blatt, das ich aus meiner Jackentasche gezogen hatte.

„Wenn ich das hier lese, bekomme ich glatt noch einmal Lust, der Alten eine zu verpassen. Früher hätte man Sie für so etwas erschossen.“

„Muss ich Sie erinnern, dass diese Zeit zum Glück vorbei ist?“

„Das ist Ihre Sicht der Dinge, Genossin.“

„Das die Zeiten vorbei sind?“

„Nein das es Glück ist.“

Fräulein Müller runzelte die Stirn.

„Ist das Ihr Ernst?“

Ich seufzte.

„Nein, natürlich nicht. Das war als schlechter Witz gedacht. Ich bin mir der Folgen eines juristischen Irrtums bei einer Todesstrafe vollkommen bewusst, Genossin. Gewalt sollte lediglich der Verteidigung dienen, auch dann nur als letztes Mittel.“

„Warum haben Sie dann gestern Abend die Genossin Angelika geschlagen?“

„Ich schätze, dass ich zu dem Zeitpunkt die Ansicht vertrat, dass alle anderen friedlichen Mitteln bei ihr versagt hätten.“

„Sie geben es zu?“

„Ich sehe keinen Beweis, der dagegen spricht.“

Fräulein Müller erhob sich und verließ den Raum. Nur der Jungspund war noch da.

„Na, da haben Sie sich aber bis zum Hals in die Scheiße geritten, Alter.“

„Ein bisschen mehr Respekt, wenn ich bitten darf. Soweit ich weiß, waren wir noch nicht Schweine hüten. Für Sie immer noch Genosse oder Herr Krüger. Wer sind Sie überhaupt?“

„Sachte sachte, Genosse Krüger. Meine Name ist Politikkommissar Steven Krug.“

„Dann schreiben Sie sich eines hinter die Ohren, Genosse. Sie sind Krug, aber ich ...“, hier machte ich eine Kunstpause, „... bin Krüger!“

Der Zauberkaffee von Fräulein Müller schien zu wirken. Die Kopfschmerzen waren weg und ich war wieder voll da. Bevor er etwas erwidern konnte, betrat Fräulein Müller den Raum.

„Genosse Krüger, ich habe mir Ihre Akte geben lassen.“

„Im Vergleich zu meiner Akte fällt mir spannendere Literatur ein.“

„Zum Beispiel?“

„Bedienungsanleitungen.“

„Na na na, übertreiben Sie nicht. Ein paar Abenteuerromane könnten man aus Ihrem Lebenslauf sicher heraus bekommen. Mit 16 Jahren dem Widerstand beigetreten. Mit Beginn des Krieges Mitglied der Internationalen Volksarmee. Im Verlauf des Krieges zum Zentrale Politikkommissariat versetzt und dort bewährt. Seit dem Ende des Krieges bei der Abteilung für Betäubungsmitteldelikte tätig. Ist das richtig so?“

„Ja.“

„Haben Sie eine abgeschlossene Berufsausbildung?“

„Nein, als der Krieg ausbrach, befand ich mich im ersten Lehrjahr. Ich hielt es für wichtiger, die Freiheit zu verteidigen, als nur für mich selbst zu arbeiten.“

„Ja ja, Freiheit, Spannung, Abenteuer. Das stellt uns vor ein Problem, Genosse Krüger. Ihr gestriges Verhalten ist für das Zentrale Politikkommissariat untragbar. Für so einen Fall ist die sofortige unehrenhafte Entlassung vorgesehen. Da Sie aber keinerlei Erfahrung im Berufsleben haben, wäre es sozial

nicht vertretbar, Sie auf die Straße zu setzen.“

„Genosse wenn ich etwas dazu sagen dürfte?“, mischte sich Steven ein.

„Ja bitte, Genosse Krug.“

„Während etlicher Gelegenheiten beklagte die Genossin Archivarin mir gegenüber immer wieder den Mangel an Archivpersonal. Der Genosse Krüger könnte dort Mitglied des Kommissariats bleiben, wenn auch ein ziviles, würde aber in der Öffentlichkeit nicht mehr sofort als Mitglied des ZPK wahrgenommen werden.“

„Genossin, Sie wollen mich nicht ernsthaft ins Archiv strafversetzen?“

„Hmm, was Genosse Krug sagt, hat für mich Hand und Fuß.“

„Genossin, Sie wollen auf diese Rotznase hören, die die Front höchstens aus dem Geschichtsbuch kennt?“

„Herr Krüger, aufgrund Ihrer jahrelangen Tätigkeit im Zentralen Politkommissariat sind Ihre Aussichten im Berufsleben eher düster. Nach gestern Abend habe ich große Bedenken, Sie wieder auf die Bevölkerung los zu lassen. Deshalb ist Ihre künftige Tätigkeit im Archiv ein vorzüglicher Kompromiss. Lediglich Ihr Arbeitsplatz ändert sich und Sie müssen sich nicht mehr körperlich verausgaben. Wir werden nicht jünger.“

„Sie wollen ich auf Abstellgleis schieben.“

„Ich möchte Sie vor weiteren Fehlern bewahren, Genosse Krüger. Sie dürfen jetzt gehen.“

„Das ist Ihre Sicht der Dinge, Genossin.“

Fräulein Müller stand auf und öffnete mir die Tür. Die Unterredung war beendet und ich verurteilt.

## **Kapitel 02**

***BERLIN, SONNTAG 22.05.2016***

Da gestern der Tag der Freiheit und heute der Tag des Friedens war, hatte ich frei und Zeit, wieder auf den Damm zu kommen. Morgen würde ein neues Leben als Archivgehilfe

beginnen. Keine verlockende Aussicht, irgendwann mit einer Staubschicht auf den Schultern in einer von Spinnweben verhangenen Ecke zu verrecken. Ich machte mich auf den Weg nach Hause.

Im Hausflur traf ich auf meine Nachbarin.

„Was für ein Glück, das ich Sie hier treffe, Genosse Politkommissar.“

Von wegen Glück, dem Nikotingeruch und dem vollen Aschenbecher auf der Treppe nach zu urteilen, hatte sie hier schon extrem lange auf mich gewartet.

„Wenn es sein muss, nur noch Genosse, Frau Nachbarin. Was gibt's denn?“

„Oh, wie das denn, Herr Krüger?“

„Ein kleiner Zwischenfall gestern, nichts wichtiges. Was haben Sie denn auf dem Herzen?“

„Mein Klaus ist verschwunden.“

„Haben Sie denn bei seiner Arbeit angerufen? Vielleicht hatte er einen Unfall.“

„Nein die sagten, dass er auf Montage sei.“

„Wo ist dann das Problem?“

„Alle seine Kollegen, die mit ihm auf Montage waren, sind mittlerweile wieder da.“

„Waren Sie schon bei der Polizei?“

„Die meinen, dass bei Jugendlichen in dem Alter ganz normal sei, dass sie für ein paar Tage verschwinden.“

Nach einer kurzen Pause sagte sie.

„Genosse Polit ... entschuldigen Sie. Genosse Krüger, können Sie nicht versuchen, etwas herauszufinden?“

„Na gut, Frau Meir. Ich werde sehen, was sich machen lässt. Wo hat Ihr Sohn denn gearbeitet?“

„Im VEB Metallbau 'Peter Kovács'.“

„Danke, ich werde mich morgen, wenn ich Zeit habe, darum kümmern.“

Sie verabschiedete und bedankte sich. Als sie meinen Blick auf ihrem vollen Aschenbecher sah, erkannte sie, dass ich ihre Lüge vom Anfang erkannt hatte.

„Ihnen kann man nichts vormachen? Tut mir leid, aber genau darum habe ich mich an Sie gewandt.“

Ich öffnete meine Wohnungstür und trat ein. Ich hängte meine Jacke neben mein altes Sturmgewehr und setzte mich an den Schreibtisch. Die vergangene Nacht steckte mir in den Knochen, selbst Fräulein Müllers „Zaubertrank“ konnte nicht auf Dauer die Müdigkeit aufhalten. Ich ordnete meine Sachen für den morgigen Tag und legte mich schlafen.

## Kapitel 03

### *BERLIN, MONTAG 23.05.2016*

Ich betrat das Archiv des Zentralen Politkommissariats. Man hatte nicht viel Platz mit einer pompösen Eingangshalle verschwendet. Das Archiv war architektonisch eine Mischung aus Bibliothek und Lagerhalle. Neben dem Eingangsbereich befanden sich einige Lesetische und ein paar Geräte zu Lesen von Mikrofilmen. Dahinter ragten die endlos und finster erscheinenden Regale des Archivs auf. Es war das Recht jedes Bürgers, in alle Akten des Archivs Einsicht nehmen zu können, und die Pflicht des Archivs, die Bürger bei der Revision der Akten zu unterstützen. Wenn man in aller Abgeschlossenheit meditieren oder tatenlos herumsitzen wollte, war dies der perfekte Ort. Nicht einmal Geschichtsforscher oder Studenten verirrten sich hierher. Die Akten waren noch nicht alt genug und es gab nicht viel zu forschen für sie. Die Archivarin, Genossin Berta Buskowski, wartete bereits auf mich. Sie machte auf mich den Eindruck, als würde sie hier wohnen. Das Grau ihrer nicht ganz zugeknöpften Bluse verschmolz mit den Grautönen des Archivs.

„Genosse Krüger, Sie sind zu spät.“

Bei diesem Satz tippt sie mit dem Finger auf ihre Armbanduhr.

„Entschuldigen Sie bitte, Frau Buskowski, ich wohne etwas außerhalb.“

„Es heißt entweder Genossin Buskowski oder Fräulein Buskowski. Ich bin unverheiratet.“

„Was für eine Überraschung.“, murmelte ich.

„Wie bitte?“, fragte sie.

„Ich sagte, dass es für mich eine Überraschung ist, dass eine so liebenswerte, charmante, charismatische und überaus attraktive Frau, wie Sie es sind, noch unverheiratet ist. Ich ging davon aus, dass Sie zu Hause ein ähnlich großes Archiv mit Liebesbriefen und Heiratsanträgen beherbergen müssten.“

„Das überrascht mich ebenfalls. Aber hier kommt nur selten jemand vorbei. Alle wollen immer nur Spione und Partisanen fangen oder die Schergen von Gladio jagen und keiner interessiert sich für das Archiv.“

„Angesicht des Personals kann ich das nur zu gut verstehen.“, brummelte ich leise zu mir selbst.

Leider nicht leise genug. Sie reagiert sofort.

„Was haben Sie gesagt?“

„Ich bin mir sicher, Genossin, dass auch das Archiv seinen unschätzbaren Beitrag im Kampf für Frieden und Freiheit leistet.“

Es entstand eine unangenehme Stille. Die Lüftungsanlage pustete eine einsame Staubflocke zwischen uns über den Boden. Sie guckte mich ungläubig an. Das war verständlich, was ich da eben von mir gelassen hatte, glaubte nicht einmal ich selbst.

„Nun“, unterbrach sie die Stille, „wir fangen hier pünktlich um 07:00 Uhr an. Gewöhnlich erhalten wir gegen 11:00 Uhr die tägliche Aktenlieferung, die wir dann entgegennehmen, digitalisieren und archivieren. Frühstückspause ist von 09:00 Uhr bis 09:15 Uhr und die Mittagspause ist von 12:00 Uhr bis 12:30 Uhr. Was meinten Sie damit, dass Sie ein wenig außerhalb wohnen?“

„Dass ich nicht wie Sie im Archiv wohne.“

Sie guckte mich irritiert an.

„Da irren Sie sich.“

„Entschuldigen Sie bitte, Genossin. Ich werde doch wohl noch wissen, wo ich wohne.“

„Ich wollte nur sagen, dass ich ebenfalls ein zu Hause haben, und es außerhalb des Archivs liegt. Sie können gerne vorbei

schauen und sich ein Bild davon machen, wenn Sie wollen.“

Das war das Letzte, womit ich gerechnet hatte. Sie lud mich zu sich nach Hause ein.

„Wo sind denn die Kolleginnen und Kollegen, Genossin?“, fragte ich, um das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken.

„Welche Kollegen? Wir sind hier zu zweit im Archiv.“

Sie schnappte sich ein Klemmbrett und schritt auf die finsternen Gänge zwischen den Regalen zu.

„So, dann zeig ich Ihnen das Archiv. Ihrem neuen Kampfplatz für Frieden und Freiheit.“

Na super, da hatte ich mit meinem Kommentar was Schönes angerichtet.

„Hinter den Regalen am anderen Ende der Halle sind unsere Büros. Vom Eingangsbereich aus gesehen sind die Regale von links nach rechts nummeriert.“

Munter schwatzend lief sie vor mir her und erzählte dies und das. Beim Laufen wackelte sie nicht mit ihrem Hinterteil, sie schwenkte es wie die Jungpioniere am 1. Mai ihre Fahnen. In einem engen Gang blieb sie unvermittelt stehen, dass ich voll auf sie hinten auflief.

„Na na na, Genosse Krüger, nicht so stürmisch.“

Sie dreht sich um und drückte mit ihrem Klemmbrett ihren Busen ein bisschen hoch und mit ihren Oberarmen zusammen, um ihr stoffarmes Dekolleté einladend zu präsentieren. Sie hatte auf dem Weg hierher einen weiteren Knopf ihrer Bluse geöffnet und zupfte sich am Rand ihrer weit offen stehenden Bluse.

„Puh, ist das hier stickig oder ist nur mir so heiß?“

„Ähm Genossin, wollten Sie mir nicht unser Büro zeigen?“

Sie wirkte enttäuscht.

„Oh ähh ja, natürlich, folgen Sie mir in die finsternen und unendlichen Tiefen des Archivs.“

Der Marsch ins Ungewisse ging weiter.

„Sagen Sie, Genosse Krüger, haben Sie eine Freundin?“

„Weshalb fragen Sie? Wollen Sie mich mit Ihrer Tochter verkuppeln?“

Die Antwort war eisiges Schweigen. Der sibirische Winter war dagegen ein freundlicher Sommertag am Strand. Das waren klasse Aussichten, alleine mit einer liebestollen Archivarin am langweiligsten Ort der Welt.

Das Büro des Archivs war kuschelig-flauschig eingerichtet und das wandhohe Regal bis unter die Decke hin voll mit Romantik- und Groschenromanen der schmalzigsten Sorte. Titel waren unter anderem „Sturmangriff der Liebe“, „Liebesgrüße aus Moskau“, „Zärtliche Anarchist innen“, „Erwachen der Triebe - Die Rote Zora wird erwachsen“, „Im Strudel der Gefühle“, „Amor der Heckenschütze“, „Die neuen Abenteuer der Genossin Chaterley“, „Red Fox - Ermittlerin für die Liebe“ und so weiter und sofort. Jedes dieser Bücher für sich allein wäre schmalzig genug, um einen Panzer hochseetauglich zu bekommen.

„Ich habe vergessen aufzuräumen, bevor Sie kamen.“

Sie räumte eilig den Schreibtisch ein wenig frei. Dabei fiel mein Blick auf ihre aktuelle Lektüre „Pias geheimes Verlangen“. Hier schien es richtig abzugehen.

„Ich sehe, Sie sind eine große Literaturkennerin.“

„Ich lese das nur als Ausgleich zu den trockenen und monotonen Berichten, die ich sonst immer archivieren muss. Was lesen Sie gerade?“

„Lenin, Was tun?“

„Und wie lautet seine Antwort?“

„Die dritte Periode liquidieren.“

„Wer ist diese Dritte Periode und warum sollte man sie erschießen?“

„Er meint damit nicht erschießen sondern überwinden. Was halten Sie davon, wenn wir in unserer freien Zeit hier das Buch zusammen lesen?“

„Das ist eine fantastische Idee. Wir könnten uns bei mir treffen, das ist nicht weit weg.“

Da hatte ich mir ein Ei gelegt.

„Genossin, ich meinte in unserer freien Zeit, nicht in unserer Freizeit.“

Sie guckte mich enttäuscht an und zog einen Flunsch.

„Das war nur eine grobe Idee, die Details können wir noch später klären. Erstmal müssen Sie sich ein Exemplar besorgen.“

„Wir könnten gemeinsam in Ihres schauen.“

Vor meinem inneren Auge baute sich eine schreckliche Szene auf. In diesem Büro, das Licht ist schummerig, sie schmiegt sich an mich, um in das Buch zu gucken.

„Lieber würde ich mit einem tollwütigen Pittbull auf Kokain kuscheln.“

„Was haben Sie gesagt?“

„Oh äh, habe ich das etwa laut gesagt? Ach herrje, sehen Sie nur, es ist schon um Neun. Ich geh los und hole Kaffee für die Frühstückspause.“

„Da müssen Sie nicht weit gehen, Genosse. Ich habe hier eine Kaffeemaschine.“

Mit diesen Worten grub sie eine alte, staubige Kaffeemaschine aus einem Bücherberg aus.

„Und wenn Ihnen das nicht reicht, habe ich auch noch einen kleinen Zaubertrank hier im Schreibtisch.“

Sie öffnete die unterste Schublade ihres Schreibtisches und brachte eine halbvolle Flasche Whisky zum Vorschein. Es wurde nicht besser, ganz im Gegenteil. Die Frühstückspause verbrachten wir wortlos. Ich verschlang meine Stullen, sie ihren Liebesroman. Die Kaffeemaschine gurgelte laut vor sich hin und spuckte ein graues Gebräu aus. Selbst in vorderster Linie mit gesprengter Gulaschkanone hatten wir besseren Kaffee bekommen. Es hätte der Maschine nicht geschadet, sie vor der ersten Benutzung nach langjähriger Pause zu reinigen. Das hatte sich mit der ersten Ladung Kaffee auch erledigt.

„Genossin es ist 09:15 Uhr. Was gibt es zu tun?“

„Nichts ...“, antwortete sie hinter ihrem Buch hervor, „wir warten auf die tägliche Lieferung. Falls Ihnen langweilig ist, können Sie sich eins meiner Bücher ausleihen und lesen.“

„Ähm, ich werde mich mit den Gegebenheiten des Archiv vertraut machen. Sie entschuldigen mich, Genossin?“

Schnellstmöglich entfernte ich aus dem als Büro getarnten Liebesnest und lief ziellos zwischen den meterhohen Aktenregalen umher.

## Kapitel 04

***BERLIN, MONTAG 23.05.2016***

Vor dem Archiv begrüßte mich strahlend heller Sonnenschein. Ich kniff die Augen zusammen, um überhaupt noch etwas sehen zu können. Der VEB „Peter Kovács“ befand sich in der Rigaerstraße 71-73 in Friedrichshain. Es würde knapp werden, wenn ich bis zur Mittagspause wieder im Archiv sein wollte.

Mit den öffentlichen Verkehrsmitteln erreichte ich auch einen dreiviertel Stunde später mein Ziel. Die Rigaerstraße entlang wurden mir immer wieder böse Blicke zugeworfen. Die Kleidung der Verteidigungsmilizen, auch die demilitarisierte, war bei der hier großteils anarchistisch geprägten Bevölkerung nicht sonderlich beliebt, standen sie doch für blutige Seite der Revolution. Nr. 73, das Tor zur Schlosserei, wirkte unscheinbar, aber stabil. Was hatte ich von einer Schlosserei auch anderes erwartet?

Auf dem Hof sah ich, wie eine Gruppe Lehrlinge, die damit beschäftigt waren, einen alten Kampfpanzer „Leopard 1“ zu restaurieren. Drinnen herrschte ein Höllenlärm. Das Kreischen der Winkelschleifer wetteiferte mit dem Knattern und Knacken der verschiedenen Lichtbogenschweißgeräte um die akustische Vorherrschaft. Zwischendurch hörte man immer wieder das Fauchen der Schneidbrenner.

Auf Nachfrage deutete einer der Arbeiter oder eine Arbeiterin, so genau war das unter der Kombination, die sie hier alle trugen, nicht auszumachen, in die Richtung, in der der Verwalter sein Büro hatte. Ich folgte der Anweisung und fand das Büro zügig. Ich klopfte an und trat ein. Als die Tür sich hinter mir schloss, wurde es schlagartig still.

„Ein Glanzleistung der Genossen des VEB Akustikbau,

nicht wahr? Wir haben Ihnen dafür das Vordach und ihre Ver-  
laderampe gebaut.“

Im Büro des Leiters herrschte angenehme Ruhe. Der Ver-  
walter, Brille auf der Nase, kein Haar auf dem Kopf, saß zwi-  
schen Bergen von Papieren und Akten.

„Heißt das, dass Sie Volkseigentum veruntreut haben,  
Genosse?“

Meine alten Reflexe ließen sich nicht zügeln: „Nö Genosse.  
Außerdem, wer sind Sie überhaupt, dass Sie mir so etwas  
unterstellen?“

„Genosse Peter Krüger vom Zen ... ach nicht so wichtig. Wie  
heißen Sie?“

„Püschel, Paula, Übermut, Schule, Emil, Ludwig. Ich hatte  
mir vorgenommen, bei meinem Nachnamen müsste ich ent-  
weder ein Waffensystem entwickeln oder einen Metallbetrieb  
leiten.“

„Warum das?“

„Na stellen sich eine Sitzung der OHL der Bundesrepublik  
vor, in der ein General seinen Vorgesetzten berichtet, dass  
seine Einheit von Püschelpanzern überrollt worden wäre. Die  
ließen ihn dann doch glatt einweisen oder sofort erschießen.  
Und somit hätte ich nicht nur einen Panzer erschaffen sondern  
auch mindestens einen General ausgeschaltet.“

„Interessante Strategie, sehr witzig.“

„Finde ich schon. Was verschafft mir die Ehre Ihres  
Besuchs?“

„Ich wollte mich nach einem Ihrer Kollegen erkundigen?“

„Ich habe viele Kollegen. Mit ein paar mehr Details müssten  
Sie schon raus rücken.“

„Klaus Meir, er soll bei Ihnen gearbeitet haben.“

„Das tut er noch.“

„Können Sie ihn mir zeigen?“

„Das tut mir leid, er ist derzeit krank und daher zu Hause.“

„Interessant, seine Mutter vermisst ihn nämlich.“

„Achso nein, nicht da zu Hause. Vorgestern rief seine Freun-  
din an, um uns mitzuteilen, dass Klaus sich erkältet hätte und

die nächste Zeit krank sei. Sie würde uns das ärztliche Attest zukommen lassen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Zeit, Genosse und wünsche stets volle Auftragsbücher.“

„Bitte nicht. Wenn das hier so weiter geht, dann müssen wir hier im Schichtbetrieb schuften.“

Ich verließ das Gelände und machte mich auf den Weg zurück zu meiner eigentlichen Arbeit.

## **Kapitel 05**

### ***BERLIN, MONTAG 23.05.2016***

Nach Feierabend klopfte ich bei Frau Meir an die Wohnungstür. Langsam öffnete sie die Tür und ließ mich herein. Im Flur hingen Fotos der Familie. Auf einem war ein Junge mit einer Fahne der ASJ zu sehen, auf einem anderen ein Mann in der Uniform der Internationalen Volksarmee.

„Der Junge mit der Fahne ist mein kleiner Klaus bei seiner ersten 1.-Mai-Demonstration mit der Anarcho-Syndikalistischen-Jugend Karlshorst. Der Mann in Uniform ist mein verbliebener Hans. Er ist bei der Verfolgung der Bundeswehr in Stuttgart gefallen, am letzten Tag des Krieges.“

Nachdem ich im Wohnzimmer Platz genommen hatte, ging sie in die Küche, um Tee zu kochen. Ich guckte mich derweil um. Die Wände des Wohnzimmers waren voller Familienfotos. An einer Wand hing eine schwarze Fahne mit roter Aufschrift „11-3 Semper parati!“.

„Mein Mann war während des Krieges Fähnrich im 11. Berliner Regiment in der 3. Kompanie. Seine Kameraden meinten bei seiner Beerdigung, dass er die Fahne erst los gelassen hatte, als er tot war. Klaus dachte immer, ein Fähnrich sei eine männliche Fee. Deswegen sagte er immer, dass sein Papa bei den Feen kämpfte.“

„Wie reagierte Klaus, als sein Vater starb?“

„Ich erzählte ihm, dass er mit den Feen gegangen sei, um weiter gegen böse Monster zu kämpfen. Als er alt genug war,

erzählte ich ihm die Wahrheit. Er war nicht überrascht, er hatte sich mit der Zeit so etwas schon gedacht. Er ist ein kluger Junge.“

Ich trank einen Schluck Tee, um die entstandene Stille zu überbrücken.

„Haben Sie etwas heraus gefunden, Genosse Politko ... Entschuldigen Sie, ist die Macht der Gewohnheit.“

Sie schaute betreten zu Boden.

„Nennen Sie mich bitte Peter, Frau Meir.“

„Dann nennen Sie mich bitte Doro.“

„Einverstanden. Nun, ich habe gute Neuigkeiten. Ihrem Sohn geht es den Umständen entsprechend gut.“

„Oh mein Gott, hatte er einen Unfall?“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Sie meinten den ‘Umständen entsprechend gut’.“

„Nein, keine Angst. Er hat eine Grippe und ist derzeit bei seiner Freundin zu Hause.“

„Nein.“, erwiderte Doro bestimmt.

„Wenn Sie mir nicht glauben, warum schicken Sie mich dann los, um etwas herauszufinden?“

„Entschuldigen Sie bitte, Genosse, aber ich weiß hundertprozentig dass mein Sohn keine Freundin hat.“

„Vielleicht hat er sie Ihnen verheimlicht. In dem Alter waren wir, glaube ich, alle etwas geheimniskrämerisch.“

„Das meine ich nicht. Was ich Ihnen gleich sagen werde, muss unter allen Umständen unter uns bleiben. Ich weiß ganz genau, dass mein Sohn keine Freundin hat und auch in absehbarer Zeit keine Freundin haben wird.“

„Woher wollen Sie das so felsenfest wissen?“

„Weil er einen Freund hat.“

„Na und? Ich hab auch Freunde, auch wenn viele Menschen es mir nicht zutrauen.“

„Nein, Genosse Krüger, er liebt Männer und keine Frauen.“

„Oh.“

„Ist das ein Problem für Sie?“

„Nein, warum sollte es?“

„Gut.“

„Irgendjemand hat im Betrieb Ihres Sohn angerufen, sich als seine Freundin ausgegeben und mitgeteilt, dass ihr Sohn krank sei und deshalb in nächster Zeit nicht dort erscheinen werde.“

„Warum?“

„Das ist eine gute Frage, der ich demnächst nachzugehen gedenke. Könnten Sie mir bitte die Adresse vom Freund Ihres Sohnes notieren?“

„Hier ist sie.“

Doro schob mir ein Briefkuvert mit der Adresse von Klaus Freund über den Tisch.

„Behalten Sie es bitte für sich.“

Ich verabschiedete mich. Doro begleitet mich zur Tür und wünschte mir viel Erfolg. Zuhause legte ich eine Akte an. Nicht, dass ich das Archiv so sehr liebte und mir zu Hause eines zulegen wollte. Aber dieser Fall schien komplizierter zu werden, als ich dachte. Damit ich nicht irgendwann im Chaos versinken würde, fing ich sofort an, alles zu ordnen. Klaus Meir, Metallbauer, Fachrichtung Metallkonstruktion, beschäftigt im VEB Metallbau „Peter Kovács“, seit dem 12. Lebensjahr gewerkschaftlich organisiert, zuerst in der ASJ-Karlshorst, später Eintritt in die Freie Arbeiter innen Union, politisch dem Anarcho-Syndikalismus zuzuordnen und homosexuell. Was war der Grund für sein Verschwinden? Wer profitierte davon? Morgen würde ich Klaus Freund Paul besuchen, um Näheres in Erfahrung zu bringen.

## **Kapitel 06**

***BERLIN, DIENSTAG 24.05.2016***

Der nächste Tag begann mit einer Standpauke. Irgendwie war es meiner Vorgesetzten aufgefallen, dass ich mich unerlaubt vom Arbeitsplatz entfernt hatte.

„Genosse Krüger, Sie als ehemaliges Mitglied der Internationalen Volksarmee müssen doch wissen, wie wichtig es ist,

dass jeder auf dem vorgesehenen Posten bleibt und die entsprechenden Aufgaben erfüllt. Sie waren gestern Vormittag verschwunden und ich musste die ganze Arbeit alleine machen.“

„Das tut mir leid, Genossin. War es viel, bei dem ich Sie im Stich ließ?“

„Ja. Außerdem geht es ums Prinzip. Uns wurde die Verwaltung des Archivs anvertraut und ich gedenke nicht, die Genossen des Zentralen Polkommissariats zu enttäuschen.“

„Wie viele Akten mussten Sie denn gestern ohne mich sortieren und archivieren?“

Sie guckte zu Boden und antwortete kleinlaut: „Eine.“

„Nein!“, rief ich erstaunt.

„Doch!“, schleuderte sie trotzig mir entgegen.

„Oooh!“

Louis de Funes wäre stolz auf uns gewesen.

„Nehmen Sie mich nicht auf den Arm, Genosse. Glaube Sie bloß nicht, nur weil wir hier heute nicht alle Hände voll tun haben, könnten Sie tun und lassen was Sie wollen. Sonst ...“

„Was sonst?“

„Sorge ich dafür, dass man Sie versetzt.“

„Hmm, das wäre in der Tat eine rigide Maßnahme.“

„Oder gefällt es Dir hier im Archiv nicht?“

Sie klimperte mit den Augen.

„Also, äh ja. Wenn Sie mich so direkt fragen, dann muss ich, äh, Ihnen ein Geständnis machen, Genossin ...“

Sie guckte mich erwartungsvoll an: „Ja?“

„Ich hatte mich gestern“, druckste scheinbar nervös, „lediglich verdrückt um für ...“, sie trat einen Schritt an mich heran, „... meine Nachbarin Nachforschungen über den Verbleib Ihres Sohnes anzustellen, da sie ihn vermisst. Sie hat schon ihren Mann im Krieg verloren, da macht sie sich große Sorgen um ihren Sohn.“

Die Genossin Buskowski war überrascht und enttäuscht zugleich.

„Soviel Fürsorge und Initiative hätte ich Dir gar nicht zugetraut. Bist Du auf allen Gebieten so engagiert?“

„Ahmm, kommt darauf an ob ...“

„Was hast Du denn bei Deinen Ermittlungen in Erfahrung gebracht?“

„Das ist Verschlussache.“

„Ochh, kommen Sie schon, mir kannst Du es doch erzählen.“

„Nein, wie ich schon sagte, es ist Verschlussache und Sie haben nicht die benötigte Sicherheitsstufe.“

„Es gibt keine Sicherheitsstufen für Aktenfreigabe. Ich muss das wohl am ehesten wissen.“

„Das ist hier aber keine staatliche Untersuchung sondern eine private. Es ist ein Privatsache und somit haben Sie nichts daran zu rühren.“

„Touchéz, Peter.“

„Vielleicht kann ich hinterher, wenn alles geklärt ist, etwas darüber erzählen.“

„Na gut, ich kann warten.“

„Das müssen Sie, wohl oder übel.“

„Aber lassen Sie mich nicht zu lange warten.“

„Das hängt ganz davon ab, wie ich mit meinen Ermittlungen voran komme und in wie weit ich dabei eingeschränkt werde.“

„Sie meinen, dass Sie von hier aus nicht ermitteln können?“

„Dass Sie mit Ihren analytischen Fähigkeiten hier im Archiv verstauben, wird mir auf ein ewig ein Rätsel bleiben.“

Sie stutze.

„Hmm, a-nal-ly-tisch, klingt interessant. Ist das so ein Schweinkram? Wenn ja, dann will mehr darüber wissen. Damit habe ich bisher keine Erfahrung. Könnten Sie mich in dieses Thema einführen?“

Sie guckte mich mit einem erwartungsvollen Lächeln an. Entweder hatte Sie überhaupt keine Ahnung, was sie da grade redete oder sie war definitiv zu lange alleine hier drin gewesen. Ich räusperte mich.

„Genossin, wenn ich Ihnen irgendwann das Ergebnis meiner Untersuchung präsentieren können sollte, müsste ich mich

vorübergehend empfehlen.“

Sie stand immer noch mit verträumten Blick da.

„Mach nur und beeile Dich. Wir haben noch einiges vor uns.“

Ich entfernte mich schnellstmöglich aus dem Archiv.

## **Kapitel 07**

### ***BERLIN, MITTWOCH 25.05.2016***

Ich suchte die Adresse in Schöneberg auf, die mir Doro mitgegeben hatte. Als ich unten an der Tür klingelte, wollte man mich nicht reinlassen. Also klingelte ich bei einem Nachbarn.

„Ja, bitte?“, kam aus der Wechselsprechanlage.

„Guten Tag, PGH Modernis, gebäudetechnische Dienstleistungen. Wir müssten bei Ihnen im Keller Wartungsarbeiten durchführen.“

„Davon stand aber nichts am schwarzen Brett. Haben Sie denn keine Schlüssel?“

„Doch, aber der Kollege mit dem Schlüssel ist schon im Keller und der Mobilfunkempfang ist dort so schlecht, dass ich ihn nicht erreiche.“

„Ach so, na dann kommen Sie rein.“

„Vielen Dank, Genosse.“

Als ich vor der Wohnung von Klaus Freund Paul stand, klopfte ich dreimal. Niemand öffnete mir, obwohl ich Schritte auf die Tür hatte zukommen hören. „Schweiger“ stand auf dem Schild. Er machte seinem Namen alle Ehre.

„Genosse, öffnen Sie doch bitte, ich habe ein paar Fragen zu Ihrem Bekannten dem Genossen Meir.“

„Ich kenne keinen Genossen Meir!“, kam es dumpf durch die geschlossene Wohnungstür.

„Sie kennen den Genossen Klaus Meir nicht?“

„Nein, keinen Klaus und erst recht keinen Meir!“

Ich hielt ihm wortlos das Kuvert mit seinem Namen als Absender und Klaus Adresse als Empfänger vor den Türspion.

Die Tür wurde aufgerissen und ein junger Mann mit zerzausten Haaren fragte angriffslustig: „Woher haben Sie den?“

Sie mieser Schnüffler, was wollen Sie von uns?“

„Immer mit der Ruhe, Genosse. Wollen Sie das wirklich zwischen Tür und Angel klären? Ich habe den Brief von seiner Mutter.“

Sein Gesichtsausdruck änderte sich.

„Oh. Kommen Sie rein. Weshalb schickt Sie Frau Meir?“

Er ließ mich rein. Wir setzten uns an den Küchentisch.

„Sie kennen Frau Meir?“

„Natürlich, sie ist meine Schwiegermutter in spe.“

„Was halten Sie von ihr?“

„Sie ist eine wundervolle Person und eine fürsorgliche Mutter.“

„Das habe ich mitbekommen, sonst säße ich nicht hier.“

„Sie sind nicht nur hier, um mit mir über Klaus Mutter zu sprechen?“

„Da haben Sie Recht. Wissen Sie, wo sich Ihr Partner derzeit aufhält?“

„Theoretisch müsste er im Betrieb sein.“

„Dort sagte man mir, er sei krank. Seiner Mutter sagte man, er sei auf Montage.“

„Mir hatte er geschrieben, dass er sich bei seiner Mutter von den Strapazen der Montage erholen wollte.“

„Faszinierend, anscheinend will jemand den Aufenthaltsort von Klaus verschleiern.“

„Aber wo ist er jetzt wirklich?“

„Gute Frage. Kann es sein, dass er bei anderen Freunden ist?“

„Dann wüssten es ich oder seine Mutter. Warum sollte er sich vor uns verstecken?“

„Auch wieder wahr.“

„Im Betrieb sagte man mir, dass Klaus Freundin angerufen hätte, um ihn krank zu melden.“

„Klaus hat Freundinnen, er ist ein beliebter Mensch. Nur würden die kaum im Betrieb anrufen, um ihn zu entschuldigen.“

„Wissen die Kollegen im Betrieb von Ihrer Beziehung?“

„Ich glaube nicht. Ich habe ihn dort nie besucht oder abgeholt.“

„Das erklärt möglicherweise, warum der Verwalter die Echt-

heit der Freundin nicht angezweifelt hat.“

„Warum sollte eine Fremde behaupten, dass Klaus krank bei ihr zu Hause liegt und sie seine Freundin sei.“

„Glauben Sie mir, Genosse, ich habe in meinem Beruf viele merkwürdige Schicksale erlebt. Dass eine Frau ihren Freund entführt, um ihn für sich zu beanspruchen, ist nicht unvorstellbar.“

„Sind Sie sich da ganz sicher?“

„Nein, aber ich werde versuchen herauszufinden, was es damit auf sich hat. Ich muss mich erneut mit dem Genossen Püschel unterhalten und ihn zu dem Thema ausquetschen.“

Paul grinste schelmisch: „He he, Sie wollen den Stahlpüschel ausquetschen.“

Ich verdreht die Augen: „Ha ha, sehr lustig. Ich werde den Püschel ausquetschen.“

„Das wird schwer. Klaus meinte, dass der Typ den Namen nicht umsonst trägt. Das soll ein harter Hund sein, der Stahlpüschel halt.“

## Kapitel 08

### *BERLIN, DONNERSTAG 26.05.2016*

Ich betrat wieder die Werkstätten der Rigaerstraße 73. Die Geräuschkulisse hatte sich nicht verändert. Ich schlängelte mich zwischen den werktätigen Genossen durch, ohne sie in ihrer Produktivität und Selbstverwirklichung zu beeinträchtigen. Ich klopfte an die Tür des Verwalters und öffnete sie.

„Was wollen Sie denn schon wieder hier?“

„Ich habe von ein paar Fragen bezüglich Ihres Kollegen, Herrn Meir.“

„Wenn Sie so gerne Fragen stellen, warum arbeiten Sie dann nicht bei einer Rateschau im Fernsehen als Moderator oder als Ermittler im Zentralen Politkommissariat?“

Das saß.

„Wie kommen Sie darauf, das ich Politkommissar bin?“

„Präteritum, nicht Präsens.“

„Ich glaube, ich kann Ihnen nicht ganz folgen, Genosse Püschel.“

„Genosse Krüger, ich habe ebenfalls in der IVA gekämpft. Ich weiß, wann ich einen Offizier vor mir habe.“

„Woran habe Sie das erkannt?“

„Duktus und Habitus, mein Lieber. Wären Sie noch Politikkommissar, hätten Sie es mir bei unserem ersten Treffen faustdick aufs Butterbrot geschmiert. Da Sie es aber nicht taten, müssen Sie irgendetwas ausgefressen haben, dass Sie es nicht mehr sind. Ist auch egal. Jedenfalls gibt es keinen besonderen Grund, warum ich Sie hier dulden sollte.“

„Dies ist ein Volkseigener Betrieb, Sie sind zu Transparenz verpflichtet. Jede Bürgerin und jeder Bürger hat das Recht, diesen zu jeder Zeit zu besuchen, um sich einen Einblick in die Verwertung und Produktion der Eigentümer des Volkes zu verschaffen. Sie daran zu hindern, wäre ein ein grober Verstoß gegen die Informations- und Transparenzpflicht der Betriebe und könnte eine Untersuchung wegen Verschleierung illegaler ökonomischer Unternehmungen nach sich ziehen.“

„Chapeau, netter Einschüchterungsversuch Genosse, allerdings sind diese Werkstätten ein Gefahrenschwerpunkt. Ohne die entsprechende Schutzausrüstung und Einweisung dürfen Sie sich hier zum Wohle Ihrer körperlichen Unversehrtheit nicht unbeaufsichtigt aufhalten. Da wir hier gerade alle Hände voll zu tun haben und auch noch einer der Mitarbeiter krank ist, habe ich leider keinerlei Aufsichtspersonal übrig, um mit Ihnen eine Führung durch unsere Werkstätten zu machen.“

„Eine klassische Pattsituation.“

„So kann man es sehen.“

„Sie können ganz schön widerborstig sein, Genosse.“

„Das hat man mir schon des öfteren gesagt. Aber glaube Sie bloß nicht, dass Sie sich bei mir einschmeicheln können.“

„Die Mutter Ihres Kollegen Herrn Meir hat mich gebeten in Erfahrung zu bringen, wo ihr Sohn ist.“

„Na krank bei seiner Freundin, das habe ich Ihnen doch schon das letzte Mal gesagt.“

„Können Sie mir bitte die Adresse der Dame nennen?“

„Sehe ich wie die Auskunft aus?“

„Nein nicht wirklich. Die Damen dort haben eine sanftere und attraktivere Stimme.“

„Das lässt sich ändern.“

„Ach ja und wie?“

„Durch ein einwöchiges Praktikum bei uns. Wer von denen Freitag noch nicht heiser ist, hat spätestens Sonntagmorgen eine Stimme wie ein Reibeisen und mehr Löcher im Gedächtnis als ein Sieb.“

„Können Sie sich erinnern, von welcher Nummer die Freundin vom Kollegen Meir angerufen hat?“

„Nein, ich bin froh, dass ich mir meine Telefonnummer merken kann.“

„Man hat mir schon gesagt, dass Sie ein harter Brocken sein können.“

„Ich sagte Ihnen bereits, dass Sie mit Schmeicheleien nicht weiterkommen.“

„Dürfte ich Ihr Telefon benutzen?“

„Klar, aber bitte keine Gespräche nach auswärts und Telefonsex können Sie gefälligst zu Hause haben.“

„Sehe ich etwa so aus, Genosse?“

„Möchten Sie eine ehrliche Antwort, Genosse?“

Ich griff mir das tragbare Telefon und durchsuchte die Verbindungsliste. Am 17. Mai gab es nur einen unbekanntem Anrufer. Ich notierte mir die Nummer und bedankte mich.

„Na? Haben Sie, was Sie wollen?“

„Nicht ganz.“

„Besorgen Sie sich den Rest woanders. Ich habe im Gegensatz zu Ihnen zu tun. Guten Tag.“

Ich verließ das Büro und begab mich zurück ins Archiv.

## Kapitel 09

### *BERLIN, DONNERSTAG 26.05.2016*

Als ich das Archiv betrat, war es totenstill. Das war nichts Ungewöhnliches. Irgendetwas lag in der Luft, irgendetwas außer Staub. Als ich das Büro betrat, wusste ich, was in der

Luft lag. Meine Kollegin war es zumindest nicht. Die lag schlafend auf dem Schreibtisch. Neben ihr stand die offene Whiskyflasche, aus der auf wundersame Weise ein Großteil ihres Inhalts entwichen war. Ich griff mir ihre Jacke und legt sie ihr über die Schultern, setzte mich ihr gegenüber und betrachtete sie. Ich hätte die Zeit nutzen können, um herauszufinden, zu wem die Telefonnummer von Klaus „Freundin“ gehörte. Dabei hätte ich meine Kollegin aufwecken können, das wollte ich nicht. Wer schläft, sündigt nicht. Sie fing an zu schnarchen. Vor Langeweile zog ich das Heftchen unter ihren Armen vorsichtig heraus und begann zu lesen. Es handelte von Pia, einer Internationalen Volksarmistin, die in einer weiblichen Panzereinheit als Pionier gegen Imperialisten kämpfte, aber mit den Auswüchsen ihrer in vollem Lauf befindlichen Pubertät zu kämpfen hatte. Das erklärte, warum meine Kollegin eingeschlafen war. Diese Druckschrift war sterbenslangweilig und grenzte an Materialverschwendung. Über die Lektüre des Pamphlets war mir die plötzliche Abwesenheit des Schnarchens nicht aufgefallen. Erst als sie mich betrunken anlallte, fiel es mir auf.

„Wie finden Sie die Geschichte? Sie ist großartig oder? All diese Gefühle und Emotionen, mit denen sie zu kämpfen hat.“

Sie hielt inne, um aufzustoßen.

„Der hinreißend aussehende Panzergrenadier, zu dem sie sich hingezogen fühlt, und der ihre Gefühle zu erwidern scheint, aber leider in der falschen Armee ist. Die Achterbahn ihrer Gefühle, die Hormone die vollkommen verrückt spielen und das Nicht-Wissen was richtig und falsch ist. Was würden Sie in ihrer Situation tun?“

„Genossin, wenn Sie an der Front stehen, haben Sie nur noch wenig Gefühle. Meist sind es Todesangst, Hunger, Kälte, Müdigkeit. Ganz selten Erleichterung, wenn Sie in Ruhe auf dem Donnerbalken oder im besten Fall auf der Latrine sitzen können. Wenn Sie in der Internationalen Volksarmee nicht wissen sollten, was falsch und was richtig ist, gibt es mindestens drei Stellen, an die Sie sich hilfeschend wen-

den können. Das wären Ihre direkten Vorgesetzten, dann der Feldkaplan oder Seelsorger und zu guter Letzt ihr zuständiger Politkommissar. Wenn Ihnen an der Front Ihre Hormone Probleme bereiten, wenden Sie sich an das nächste Lazarett, die können Sie Ihnen sicher raus schneiden.“

„Haben Sie niemals jemanden geliebt?“

„Dafür fehlt Ihnen die Sicherheitsfreigabe.“

„Also ja. Sie hat Ihnen vermutlich unendlich weh getan. Deshalb tun Sie jetzt Emotionen und Romantik als Quatsch und Firlefanz ab und geben sich unnahbar, um nicht noch einmal verletzt zu werden.“

Kinder und Betrunkene sagen immer die Wahrheit. Sie war kein Kind mehr, schon gar nicht eins von Traurigkeit, aber durch den verschwunden Whisky war sie zur Personifikation der Wahrheit geworden. Jetzt stand sie etwas wackelig auf und stolperte in meine Richtung. Bevor sie hinfiel, konnte sie sich noch an meinem Schreibtisch abstützen. Als sie wieder halbwegs stand, setzte sie sich gewollt lasziv auf die Kante des Tisches, schlug die Beinen tollpatschig übereinander. Ihre Whiskyfahne wehte im Wind.

„Peterchen, was hältst davon, wenn ich mich um Dein Problem kümmerere?“

„Entschuldigen Sie, Genossin, ich wüsste nicht, wobei Sie mir helfen könnten.“

„Berta, nenn mich Berta. Ich bin doch nicht nur irgendeine Genossin.“

„Also gut, Genossin Berta, ich glaube dennoch nicht, das es ein Problem gibt, bei dem Sie mir helfen können.“

„Ich glaube schon und ich glaube, dass wir das bei einem Essen bei mir zu Hause morgen Abend besprechen sollten.“

„Was ist wenn ich keinen Zeit habe, Genossin?“

„Berta, mein Lieber, nenn mich Berta. Wenn Du nicht kommst, dann muss ich mir die Zeit damit vertreiben, eine Meldung an die IRA zu verfassen, in der steht, dass Du Dich während der Arbeit immer heimlich oder eher unheimlich oft verdrückst.“

„Grummel, einverstanden, wann soll ich wo sein?“

Sie hickste.

„Dazu fehlt Dir die Sicherheitsfreigabe, alter Casanova. Du versuchst aber auch, jedes Mädchen herumzukriegen, das sich länger als drei Minuten mit Dir unterhält. Aber nicht mit mir, ich bin nicht so eine, ich bin eine vornehme Dame. Hi hi hi.“

Sie verlor das Gleichgewicht, rutschte vom Tisch. Ich fing sie auf.

„Da-danke.“, nusichelte sie.

Sie richtete ihren Rock. Ich half ihr in die Jacke und stützte sie auf dem Weg nach Hause. Nüchtern wären wir schneller gewesen. An ihrer Haustür sagte sie mir, wann ich Samstag Abend da ein sollte. Dann fiel sie mit der geöffneten Tür ins Treppenhaus und wankte die Treppe hoch.

## Kapitel 10

### *BERLIN, FREITAG 27.05.2016*

Morgens um sieben stand ich vor der verschlossenen Tür des Archivs. Da ich mich bisher gehütet hatte, die Genossin Buskowski nach ihrer Telefonnummer zu fragen, hatte ich keine Möglichkeit in Erfahrung zu bringen, was hier vor sich ging. Eine halbe Stunde später kam die Genossin. Langsam, fast schlurfend, näherte sie sich. Ihr Gesicht zierte eine absurd große Sonnenbrille. Aus ihrer Tasche holte sie wortlos ihren Schlüssel und versuchte zitternd, das Archiv aufzuschließen. Ihre Feinmotorik schlief noch.

„Kann ich Ihnen behilflich sein, Genossin?“

„Ahh.“, stöhnte sie leise und fasste sich dabei an den Kopf, „Nicht so laut.“

Stumm drückte sie mir den Schlüssel in die Hand. Ich öffnete leise die Tür, hielt sie auf und die Genossin betrat in Zeitlupe das Archiv. Im Halbdunkeln hätte man sie auch mit einem Zombie verwechseln können. Als sie das Büro betrat und sich auf ihren Platz fallen ließ, befüllte ich die Kaffeemaschine.

„Möchten Sie auch einen Kaffee, Genossin?“

„Ahh, nicht so laut. Mir platzt sonst der Kopf.“

„Ich schätze, das heißt ‘Nein’.“

„Können Sie mir die Karaffe mit Wasser füllen?“

„Sie meinen die Blumenvase?“

„Wenn Sie meinen.“

Nachdem die mit frischem Wasser gefüllte Karaffenvase vor ihr stand, holte sie eine Aspirin aus ihrer Tasche, nahm sie in den Mund und leerte das Gefäß in einem Zug. Danach legte sie ihren Kopf auf den Armen auf dem Tisch ab.

„Gute Nacht.“

Sie schlief augenblicklich ein. Ich machte mir Kaffee und widmete mich der Lektüre von Lenins Hauptwerk. Kurz vor halb vier wachte die Genossin Buskowski auf. Sie sah auf die Uhr und erschrak.

„Ach du Schreck, es ist gleich Feierabend.“

„Genossin, Sie sehen das meiner Meinung nach falsch. Zum GLÜCK ist gleich Feierabend.“

„Aber ich habe doch nichts erledigt.“

„Damit haben Sie das Tages-Soll zu 100 Prozent erfüllt.“

„Wie bitte?“

„Wir hatten nichts zu erledigen. Sie haben nichts erledigt. Ziel erreicht.“

## Kapitel 11

**BERLIN, SONNABEND 28.05.2016**

Sonnabend Abend stand ich bei der Genossin Buskowski pünktlich vor der Tür. Pünktlichkeit ist der Respekt vor der Zeit anderer Leute und je eher ich es hinter mich brachte, umso eher war es hoffentlich vorbei. Ich klingelte. Die Wechselsprechanlage flötete: „Herein, wenn’s kein Schneider ist.“

Jetzt wusste ich, dass ich mit Gas-Wasser-Installateur die falsche Ausbildung gewählt hatte. Aus der Tür ihrer Wohnung schlug mir ein Schwall warmer Luft entgegen. Alles war mit Kerzen und Teelichtern erleuchtet.

„Genossin, Sie wissen schon, dass die letzte Stromsperre während des Krieges war und dass das schon mehr als zehn Jahre her ist.“

„Ich finde es so gemütlicher.“

Die Hitze brachte mich zum Schwitzen. Ihr schien sie nichts auszumachen. War auch kein Wunder bei der Bekleidung. Wäre sie so auf die Straße, hätte sie sich wahrscheinlich vor der nächsten Quartiersratssitzung dafür verantworten müssen. Das hatte sie bestimmt nicht vor. Im Wohnzimmer war bereits der Tisch gedeckt, in der Küche brutzelte das Abendbrot. Sie bot mir ein Bier an, was ich dankend ablehnte. Nachdem ich mich mit einem Glas Leitungswasser begnügt hatte, setzten wir und auf ihr Sofa.

„Zur Vorspeise gibt es Austern. Die sollen zwar hart zu knacken sein, aber auch eine aphrodisierende Wirkung haben.“

‘Ich ahne, wohin die Reise geht.’, dachte ich mir.

„Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.“, gab ich zur Antwort.

„Danach gibt es, lassen Sie mich raten, ...“, ich schnupperte theatralisch in der Luft, „Kartoffelpüree, Mischgemüse und Nordseelachs.“

„Faszinierend, Du steckst voller Überraschungen, Peter. Hast Du alles am Geruch erkannt?“

„Nein, an den Verpackungen, die in der Küche aus dem Mülleimer ragen.“

„Boah, da hast Du mich aber ganz schön aufs Glatteis geführt, alter Schlawiner.“

Sie machte eine neckische Handbewegung in meine Richtung, verschwand in der Küche und kam mit zwei Weingläsern und einer Flasche Rotwein zurück.

„Was hältst Du von einem Gläschen Wein? Der soll gut fürs Herz sein und belebend wirken.“

Sie fuhr schwere Geschütze auf.

„Nein danke, ich mag keinen Wein, das ist vergorener Traubensaft. Sagen Sie, Genossin, wie kam es, dass Sie Archivarin geworden sind?“

„Ich hatte gerade eine Lehre als Bürokauffrau begonnen und

dann kam der Krieg. Ich habe mich natürlich zur Verteidigungsmiliz gemeldet. Spannung, Abenteuer und all die knackigen jungen Burschen, die eine Heldentat nach der anderen begehen. Aber in der Allgemeinen Grundausbildung stellte man fest, dass ich nicht so toll rennen, springen, schreien und schießen kann. Blut ist auch nicht so meine Sache. Daher wurde ich in der Verwaltung eingesetzt. Berichte verfassen, Nachrichten weiterleiten und so Bürokratie.“

„Wir sind eben nicht alle für die Front geschaffen. Seien Sie froh, dass Sie nicht dahin mussten.“

„Wieso?“

„Es war schrecklich, fast nur Bekloppte dort. Welch vernünftiger Mensch würde da freiwillig hingehen? Besonders schlimm waren die Genossen Stahlbaum und Kupferstrauch vom Stoßtrupp 37. Wenn die mit ihrem Revolvergeschütz Sperrfeuer gaben, bekam der Eiserner Vorhang eine gänzlich neue Bedeutung. Dann war nur noch Metall in der Luft. Dort wäre nicht einmal eine Mücke durchgekommen. Ich weiß bis heute nicht, woher die all die Munition genommen haben.“

Sie rutschte näher an mich heran.

„Und Du? Was hast Du an der Front gemacht?“

„Ich war erst beim Bataillon ‘Andreas Höhler’. Danach habe ich einen Lehrgang zum Politikommissar gemacht und in diesem Rang eine Kompanie geführt.“

„Oh, das klingt spannend, so viel Verantwortung tragen zu müssen. Wie Du gebaut bist, dürfte diese Last ein Klacks gewesen sein.“

Sie kicherte.

„Es war nicht immer leicht. Ich war nicht nur vom ZPK beauftragt, die Disziplin in meiner Kompanie zu wahren sondern auch vom Verteidigungsrat beauftragt, diese zu führen.“

„Klingt anstrengend.“

„Da die Genossen und Genossinnen diszipliniert waren, war es nur halb so anstrengend.“

„Wo warst Du denn überall?“

„Erst an der Grenze in Sachsen. Nachdem wir zum Gegen-

angriff übergangen, führte ich meine Kompanie in Hamburg durch die Häuser- und Straßenkämpfe.“

„Und wie war das?“

„Das Knifflige beim Kampf in dicht bebautem Gebiet ist, dass überall ein Hinterhalt sein kann. In den Häusern und Ruinen könne sich in jedem Winkel feindliche Kämpfer verstecken. Dazu kommt, dass selbst wenn ein Gebiet einmal gesäubert ist und keine Kräfte zur Sicherung zurückgelassen werden, es sofort wieder vom Feind besetzt werden kann. Durch die teilweise zerstörte Infrastruktur und Bebauung ist es zusätzlich unübersichtlich. Im Gegensatz zu offenem Gelände kann in der Stadt der Feind sogar von unten angreifen. U-Bahntunnel, Straßenunterführungen, Kanalisation. Da der Verteidiger sich in dem Gelände auskennt, ist es leichter für ihn, die angreifenden Kräfte ungesehen zu umgehen, um so dem Angreifer in die Flanke oder in den Rücken zu fallen.“

„Das klingt alles fürchterlich spannend.“

„Entschuldigen Sie bitte, Genossin, ich bin nicht gewohnt, unterbrochen zu werden.“

Sie guckte mich verdutzt an, füllte ihr Glas nach und schmiegte sich an mich. Ich fuhr fort.

„Für die Sicherung und Säuberung eines Straßenzuges wird für gewöhnlich eine ganze Kompanie, das heißt etwa 100 Menschen, eingesetzt. Um nicht in einen Hinterhalt zu geraten, muss jedes Haus, jedes Zimmer vom Dachboden bis zum Keller durchsucht und von Feindkräften befreit werden. Das heißt, dass Sie sich Zimmer für Zimmer vorkämpfen. Glauben Sie mir, in einer Plattenbausiedlung wie Berlin-Marzahn oder Hamburg-Harburg ist das ein Alptraum. Sie kennen sich in der Umgebung nicht aus, der Feind schon. Zuerst müssen Sie das vom Feind besetzte Gebäude stürmen. Der Feind hat sich darin verschanzt und ist darauf vorbereitet. Sobald man in Sichtweite kommt, wird der Feind das Feuer eröffnen. Sperrfeuer ist für den Angreifer immer etwas ärgerlich. Also müssen Sie den Gegner in Deckung zwingen. Da man damit rechnen muss, das potenziell an allen möglichen Stellen Pan-

zerfaustschützen auftauchen, fällt Panzerunterstützung häufig aus. Wie also geht man vor? Der Kampf in einem Gebäude wird häufig auf kurze Distanz geführt, manchmal gar im Nahkampf. Dafür ist das Sturmgewehr ungeeignet. Daher sollte man bei einem solchen Unterfangen auf Schrotflinten, Maschinenpistolen, Messer und Handgranaten ausweichen. Das Ganze aufgeteilt in mehrere Gruppen. Das wären zwei bis drei Sturmgruppen, eine Deckungsgruppe und eine Trägergruppe. Zu Beginn des Sturm eröffnet die Deckungsgruppe ununterbrochenes Feuer auf die Verteidiger und zwingt diese, in Deckung zu gehen. Danach wird entweder von den eigenen schweren Waffen wie Artillerie oder Infanteriemörser eine Bresche in das zu stürmende Gebäude geschlagen. Oder der Sprengtrupp räumt mit seiner Ausrüstung die vorhandenen Barrieren. Da Häuser am besten von oben nach unten gesäubert werden sollten, sollte die Bresche stets so hoch wie möglich angelegt werden. Wenn man eine Granate von oben nach unten wirft, dann kann sie nicht zurück rollen. Wenn man von unten nach oben wirft, kann das schon passieren.“

Ich legte eine Pause ein und trank einen Schluck Wasser. Bertas Glas war schon wieder halb leer. Ich fuhr fort.

„Nach dem die Bresche in das zu stürmenden Haus geschlagen wurde, rücken die Sturmgruppen überschlagend vor. Das bedeutet, eine Gruppe gibt der anderen Gruppe Feuerschutz, während diese vorrückt. Sobald Sprenggruppe und Feuergruppen im Gebäude sind, ist das weitere Vorgehen einfach. Zuerst wirft der Angreifer eine Handgranate in den zu stürmenden Raum. Danach wird blind eine Salve aus der Deckung heraus in den Raum abgegeben und der Raum gestürmt. Sobald der Raum als feindfrei gemeldet wird, rückt die nächste Gruppe vor. Während diesem materialintensiven Prozedere ist von größter Wichtigkeit, dass die Trägergruppe alle beteiligten Kräfte mit ausreichend Material versorgt. Wenn nicht, würde der Angriff binnen kurzer Zeit zum Erliegen kommen und dem Feind die Möglichkeit gegeben werden, die Initiative an sich zu reißen und zum Gegenschlag innerhalb des Gebäudes ausholen.“

Mein Vortrag hatte sein Ziel erreicht. Die Rotweinflasche war leer, Berta voll und neben mir auf dem Sofa eingeschlafen. Ob der Wein oder mein Vortrag daran schuld war, wusste ich nicht. Ich deckte sie zu, löschte die Kerzen, schaltete den Herd aus und ging nach Hause.

## Kapitel 12

*BERLIN, MONTAG 30.05.2016*

„... und Du bist einfach verschwunden so dass das Essen kalt war und ich die Hälfte wegwerfen musste.“, warf mir meine Kollegin Montag morgen vor.

„Sie waren eingeschlafen, Genossin, und wirkten dabei so friedlich, dass ich Sie in Ihren Träumen nicht stören wollte.“

Sie sah mich seltsam an.

„Peter, wie kommst Du auf die Idee, das DU mich in meinen Träumen stören könntest?“

„Ähmm, stellen Sie sich vor, Sie sind am Strand und liegen in den Armen eines gut gebauten, sonnengebräunten, potenten, jungen Mannes, spitz wie Nachbars Lumpi und kompetent wie Casanova persönlich. Auf einmal stapft ein degradiertes, ehemaliger Politikommissar, Anfang 40, über den Strand auf Sie zwei zu und fragt, ob Sie etwas essen wollen. Fänden Sie das romantisch?“

„Wenn Du der Politikommissar wärst? Kann schon sein, käme auf das Menü an.“

„Kaltes Kartoffelpüree aus der Tüte, labberige Fischstäbchen und lauwarmes Tiefkühlgemüse.“

„Serviert von Dir, würde ich alles essen.“

In Sachen Nerven und Hartnäckigkeit konnte sie sich locker mit diesem Stahlpüschel messen. Sonderlich ausfüllend war ihre Tätigkeit im Archiv allem Anschein nach nicht. In ihrem Leben fehlte etwas, dem sie ihre Energie und Aufmerksamkeit widmen konnte und das nicht ich war. Da kam mir der weise Satz eines großartigen Schriftstellers in den Sinn: „Gefährliche Menschen müssen beschäftigt wer-

den.“ Im Großen und Ganzen war die Genossin Buskowski nicht sonderlich gefährlich, für mein Nervenkostüm war sie jedoch pures Gift. Sie ging mir fast so sehr auf den Keks wie dieser störrische Verwalter des VEB „Peter Kovács“. Ich überlegte einen Augenblick lang die beiden miteinander bekannt zu machen, dann könnten sie sich gegenseitig bearbeiten und ich hätte einige Probleme weniger. Zwischen der Frühstücks- und der Mittagspause erkundigte ich mich bei der Auskunft nach dem Anschluss zu der die Nummer, die bei Klaus Arbeitsstelle angerufen hatte, um ihn krank zu melden. Während ich mir die Adresse, Claudia Stühle, Ohlauerstraße 23 in Kreuzberg, notierte, schielte Berta auf meinen Notizblock. Als ich ihn in meiner Jackentasche verschwinden ließ, guckte sie enttäuscht.

Nach der Mittagspause empfahl ich mich, um meine Nachforschungen weiter voranzutreiben. In Bertas Brust kämpften zwei Seiten hart miteinander. Eine Seite wollte mich aus Trotz da behalten, weil ich weg wollte. Die andere war neugierig und wollte, dass ich die Sache zu Ende bringe, um ihr davon erzählen zu können. Am Ende gewann ihre Neugier. Sie ließ mich ziehen.

## **Kapitel 13**

### ***BERLIN, MONTAG 30.05.2016***

In der Ohlauerstraße schlüpfte ich wieselflink durch die Haustür, als der Postbote heraus kam. Oben an ihrer Tür sah ich, dass es sich um eine Wohngemeinschaft handeln musste, da außer ihrem Namen noch die Namen „Malotzki“ und „Schmid“ standen. ‘Schmid mit Doppel-D’ kam mir irgendwie vertraut vor. Ich klingelte. Eine junge Frau öffnete.

„Wir kaufen nichts, wir betteln selber.“

„Guten Tag, Peter Krüger mein Name. Ich arbeite im Archiv des Zentralen Politkommissariats und hätte ein paar Fragen an Sie.“

„Und welche wären das?“

„Haben Sie die Telefonnummer 030 für Berlin und dann 1458564?“

„Warum wollen Sie das wissen?“

„Wer ist da?“, fragte eine weibliche Stimme aus der Wohnung.

„Ach nur so ne Stasi-Vogelscheuche.“

„Aber Genossin, ich sagte Ihnen doch, dass ich im Archiv des Zentralen Politkommissariats arbeite. Nicht bei der Stasi, die existiert seit mehr als 25 Jahren nicht mehr.“

In diesem Moment kam die andere Frau an die Tür. Mir drehte sich der Magen um, zweimal. Sie war 1,80m groß, hatte rote Haare, Sommersprossen auf den Wangen. „Renate Schmid, mit Doppel-D“, so hatte sie sich mir damals vorgestellt und nicht gelogen, als wir uns auf der Abschlussfeier 1989 kennen gelernt hatten. Einen Monat später waren wir ein Paar. Bis zum Beginn des Krieges. Sie sah mich an und stutzte. Dann erkannte sie mich.

„Mensch Peter, Du bist das, wie geht's Dir denn? Wir haben uns ewig nicht mehr gesehen.“

„Du kennst diesen Kackschnüffler?“, fragte Claudia.

„Aber der ist doch kein Kackschnüffler. Er arbeitet im Archiv, hat er doch gesagt. Mach Dir keinen Kopf, alles okay, ich kümmer' mich drum.“

Sie drängte sich in den Türrahmen und komplementierte Claudia weg.

„Sag Peter, was hältst Du davon, wenn wir gemeinsam einen Tee trinken gehen? Hier um die Ecke gibt es ein hübsches kleines Café.“

„Gibst Du mir einen aus?“

„Für gewöhnlich sollte der Herr der Damen einen ausgeben.“

„Erstens sind das reaktionäre Ansichten und zweitens bin ich abgebrannt wie Dresden am Valentinstag '45.“

Sie lachte lauthals.

„Na gut, allein schon für den Spruch.“

Wir setzten uns an einen der Tische, die auf dem Gehweg im Weg standen.

„Erzähl doch, Peter, wie ist es Dir im Krieg ergangen?“

Bevor ich antworten konnte, erschien ein Kellner am Tisch.

„Was möchten Sie trinken?“

Renate bestellte einen Chai-Latte.

„Was darf es für Sie sein?“, fragte der Kellner.

„Einen Kaffee bitte.“

„Was für einen Kaffee hätten Sie den gerne? Wir hätten Cappuccino, Frappuccino, Espresso, Latte Macchiato, Café Latte, Ciocolaccino, Mokka, Eiskaffee, Muckefuck, Café au Lait, Café Frappé, Affogato al Caffè ...“

Wir waren im hippen Teil von Kreuzberg, wie mir bewusst wurde. Ich befürchtete, dass er mir die ganze Kaffeearte vorbeten würde, also fiel ich ihm ins Wort.

„Einen Kaffee, schwarz mit Milch und Zucker, gerührt nicht geschüttelt, danke.“

Er rümpfte die Nase und zog von dannen.

„Also Peter, was hast Du im Krieg und danach getrieben?“

„Du hattest mich damals vor die Wahl gestellt. Du oder der Widerstand. Rückblickend ist es für mich keine Wahl gewesen, Du hast Schluss gemacht.“

Das war nicht die Antwort, die sie erwartet hatte. Sie guckte mich verärgert an.

„Ich bin dem Widerstand und später der Verteidigungsmiliz beigetreten. Nachdem wir die Bundeswehr zurückgeschlagen hatten, wurde ich zum Politkommissar ausgebildet und habe in dieser Funktion am Niedersachsen-Feldzug und an der Schlacht um Hamburg teilgenommen. Was hast Du derweil getrieben?“

Wortlos stellte der Kellner unsere Getränke auf den Tisch.

„Ich bin Malerin geworden?“, antwortete Renate.

„Tapete oder Leinwand?“

„Leinwand, sowohl davor als auch darauf.“

„Kann man sich die Bilder von Dir irgendwo angucken?“

„Mit mir oder von mir?“

„Sowohl als auch.“

Ich antwortete mit einem entschiedenen: „Vielleicht.“

„Kennst Du einen Klaus Meir?“

Renate guckte verdutzt.

„Nein, woher?“

„Er ist verschwunden und die letzte Spur war ein Anruf aus eurer Wohnung.“

Sie überlegte und trank einen Schluck ihres Tees.

„Ich kann Claudia und Lars fragen, ob die etwas wissen.“

Ich gab ihr einen Zettel mit meiner Telefonnummer.

„Falls Dir noch etwas einfällt, kannst Du mich anrufen.“

Sie stand auf, ohne ihren Tee ausgetrunken zu haben.

„Klar werde ich machen. Meld' Dich mal wieder, wenn Du in der Gegend bist.“

Sie verließ das Café und ließ ihren halben Tee und mich mit der Rechnung sitzen.

‘Nicht witzig’, dachte ich.

## Kapitel 14

### *BERLIN, MONTAG 30.05.2016*

Der Himmel war klar, aber das Wetter war hamburgisch frisch. Keine idealen Bedingungen, um sich im Freien zu entspannen. Deshalb waren die Ufer des Landwehrkanals auch leer. Als ich über die Brücke nach Neukölln ging, bemerkte ich im Augenwinkel, dass unter der Brücke etwas im Wasser trieb. Bei näherer Betrachtung stellte es sich als Mensch mit dem Kopf nach unten heraus. Ich zog meine Jacke aus, guckte nach Booten und sprang über die Brüstung ins Wasser. Als ich ihn erreichte, schleppte ich ihn im Rettungsgreif zum Ufer. Dort erwartete mich schon eine Streife der Volkspolizei. Ich reichte ihnen den Ohnmächtigen und wurde danach heraus gezogen. Als ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte, bekam ich eine trockene Decke gereicht. Wieder bei Atem fiel mir auf, dass die beiden Vopos keinerlei Anstalten machten, dem Mann zu helfen.

„Wollen Sie dem Mann denn nicht helfen?“

„Dem ist nicht mehr zu helfen. Es sei denn, Sie sind Jesus und können Tote wiederbeleben.“

„Wie, tot? Sind zufällig Hobbypathologen, dass Sie den Tod feststellen können?“

„Wer zwei Löcher im Kopf hat, ist meistens tot, oder?“

Ich guckte mir den Toten an. Ich kannte ihn von Fotos her, als ASJ'ler und zusammen mit Paul Schweiger.

„Geben Sie mir bitte Ihre Papiere und begleiten Sie mich zum Fahrzeug.“, riss mich der Beamte aus meinen Gedanken.

„Scheiße!“, entfuhr es mir.

„Was haben Sie gerade gesagt?“

„Wie bitte? Was wollen Sie von mir?“

„Sie sind an einen Mordfall beteiligt und wir würden uns gerne mit Ihnen auf der Wache unterhalten.“

„Ich bin festgenommen?“

„Aufgrund Ihrer letzten Äußerung? Ja.“

Wir gingen zum Fahrzeug und ich durfte zum ersten Mal hinten im Streifenwagen mitfahren. Ein Vergnügen, auf das ich gerne verzichtet hätte. Auf der Wache bekam ich trockene Ersatzkleidung, einen kackbraunen Overall, der mir mindestens eine Nummer zu klein war und mich wie eine Mettwurst aussehen ließ. Nachdem meine Personalien aufgenommen waren, wurde ich wieder in einen Gefangenentransporter verladen und zur nächsten Station gekarrt. Als ich im neuen Verhörraum Platz genommen hatte, traf ich eine alte Bekannte, Fräulein Müller.

„Genosse Krüger, was haben Sie denn nun wieder angestellt?“

„Ich habe meine Bürgerpflicht erfüllt.“

„Seit wann ist es Bürgerpflicht, Tote aus dem Wasser zu fischen?“

„Ich wusste nicht, dass er tot ist.“

„Kennen Sie den Toten?“

„Ja, es ist Klaus Meir.“

„Woher kennen Sie ihn? Die Volkspolizei berichtete, dass bei dem Toten keine Papiere gefunden wurden.“

„Seine Mutter ist meine Nachbarin. Sie hatte ihn vermisst gemeldet, doch bei der Volkspolizei schenkte man ihr keine

Beachtung und schickte sie wieder weg. Da wandte sie sich an mich.“

„Sind Sie sich sicher, Genosse Krüger?“

„Seine Mutter hat mich vor meiner Wohnungstür darum gebeten.“

Fräulein Müller verdrehte genervt die Augen.

„Ich meine ob Sie sich hundertprozentig sicher sind, dass der Tote Klaus Meir ist.“

„Ja.“

Fräulein Müller wurden Unterlagen gereicht. Sie studierte sie. Während sie las, murmelte sie leise vor sich hin. Was sie vor sich hatte, schien sie zufriedenzustellen.

„Genosse Krüger, ich habe zwei gute und eine schlechte Nachricht für Sie. Welche möchten Sie zuerst hören?“

„Hmm, ich könnte einen Lichtblick gebrauchen, die Gute zuerst bitte.“

„Sie haben Recht, der Tote den Sie geborgen haben ist Klaus Meir.“

„Scheiße! Das soll eine gute Nachricht sein?“

„Nein das Sie recht gehabt haben.“

„Sehr witzig. Was ist die andere ‘Gute Nachricht’, die Sie für mich haben? Ich muss nicht ins Gefängnis? Ich werde gleich im Hinterhof standrechtlich erschossen?“

„Nein Sie haben ein wasserfestes Alibi für den Todeszeitpunkt von Klaus Meir.“

„Hab ich?“

„Ja, haben Sie, aber das ist auch die schlechte. Als Klaus Meir getötet wurde, haben Sie und eine Kollegin ein Anzeige wegen Körperverletzung im Amt bekommen. Sie haben einem Mann mit einem Eisenrohr die Nase gebrochen und die Zähne eingeschlagen.“

„Wie bitte?“

„Ich habe hier einen Bericht der Volkspolizei, in dem steht, dass der Bürger Thomas Zügler gegen die Politikommissare Krüger und Fröhlich Anzeige wegen Körperverletzung im Amt erstattet hat. Sie und die Kollegin sollen ihn am Freitag-

abend vor einem Konzert angesprochen haben. Nach einem heftigen Wortwechsel zogen Sie ein Eisenrohr, die Kollegin einen Schlagring und dann haben Sie ihn gemeinsam zusammengeschlagen. Das alles geschah zwischen 23:00 Uhr und 00:00 Uhr im Gewerbegebiet Storkower Straße.“

„Thomas Zügler? Ach, Sie meinen Toni Tango? Den haben ich und die Kollegin angesprochen, da er vor einem Punk-Konzert herumlungerte.“

„Verprügeln Sie alle Menschen, die vor Punk-Konzerten herumlungern?“

„Nein, aber ich kenne Toni Tango.“

„Oh Gott, den Namen kenne sogar ich.“, stöhnte Fräulein Müller.

„Sie kennen Toni Tango?“

„Nicht direkt, aber meine Nichte. Aber egal, das gehört nicht hierher.“

„Ich kenne Toni Tango, da ich bei der Abteilung für Betäubungsmitteldelikte gearbeitet habe und weiß, womit er handelt. Die Genossin Politkommissar Fröhlich dient in der Abteilung Jugendschutz und kennt ihren Kundenstamm. Es ist immer wieder unschön, wenn die beiden Abteilungen zusammenarbeiten. Wir haben ihn angesprochen und des Platzes verwiesen. An dem Abend war er selbst sein bester Kunde, er zog ein Messer und richtete es gegen uns. Die Genossin schlug es ihm mit ihrem Schlagstock aus der Hand und wollte ihn zu Boden bringen. Nachdem er das erste Messer verloren hatte, zog er ein weiteres und ging auf mich los. Er stellte sein aggressives Verhalten erst ein, als er ohnmächtig auf dem Boden lag.“

„Fakt ist, Sie haben am Freitagabend jemanden krankenhausreif geschlagen, aber immerhin niemanden getötet.“

„Jeder macht mal Fehler.“, murmelte ich vor mich hin.

„Wie bitte?“

„Nichts, nichts.“

„Also, während Sie Drogenhändler in Pankow verprügelten, starb Klaus Meir irgendwo anders, aber nicht durch Sie.“

„Ich weiß nicht, was ich von dieser Sichtweise halten soll.“

„Wegen Mordes werden Sie sich bis auf Weiteres nicht verantworten müssen.“

„Das ist ein Anfang. Genossin, ich habe eine Bitte. Sofern es noch möglich ist, würde ich der Mutter gerne die Nachricht vom Tod ihres Sohnes überbringen.“

„Das muss ich mit den Kollegen der Mordkommission absprechen.“

Fräulein Müller verließ das Zimmer, um zu telefonieren. Nach fünf Minuten kam sie wieder.

„Hmm, Sie sind der erste, der darum bittet, eine Todesnachricht überbringen zu dürfen. Sie sind aber auch aufgrund der Umstände am ehesten dafür geeignet. Außerdem muss die Mordkommission dann niemanden extra dafür losschicken.“

„Danke, Genossin Müller, kann ich dann gehen?“

„Ja, Sie können sich in der Asservatenkammer Ihre Kleider abholen.“

In der Asservatenkammer waren Sie so freundlich gewesen, meine Kleidung zum Trocknen aufzuhängen. Doch mein Besuch im Staatsgewahrsam war zu kurz, als das sie komplett trocknen konnten. Also zwängte ich mich in die klammen Klamotten und machte mich auf den Weg nach Hause. In den nassen Klamotten dauerte die Fahrt ewig.

## Kapitel 15

***BERLIN, MONTAG 30.05.2016***

Ich wollte es so schnell wie möglich hinter mich bringen. Also machte ich keinen Umweg über meinen Kleiderschrank, stand vor der Tür und sammelte mich. Ich klopfte dreimal an Doros Tür.

„Ja bitte?“, erklang es dumpf durch die geschlossene Tür.

„Ich bin es, Peter, ich habe Neuigkeiten.“

Sie öffnete die Tür und guckte mich erst fragend, dann erschrocken an.

„Was ist denn mit passiert? Es regnet doch gar nicht. Bist Du

ins Wasser gefallen?“

„So in etwa. Darf ich rein kommen?“

„Aber natürlich. Komm rein, ich mach Dir einen Tee.“

Ich begleitete sie in die Küche. Es war ein kleiner zweckmäßiger Raum, Herd, Spüle Arbeitsplatte und ein Tisch mit zwei Plaste-Stühlen. Ich setzte mich. Während sie umher wuselte und Tee machte, setzte ich mich und tropfte den Küchenboden voll. Als der Tee fertig war, setzte Doro sich ebenfalls an den Tisch und schenkte mir ein.

„Erzähl. Warum bist Du so nass und was hast Du für Neuigkeiten?“

Ich erzählte ihr, wie ich Klaus Körper im Landwehrkanal treiben sah, ihm hinterher sprang, um ihn zu retten, und wie man feststellte, dass es zu spät war. Doro hört schweigend zu. Es herrschte Schweigen in der Küche. Doro wirkte versteinert. Ihre Augen starrten ins Nichts. Ich kannte diesen Blick von Genossen an der Front, wenn sie alles verloren und sich selbst aufgegeben hatten. Die Briten nannten es den Tausend-Yard-Blick. Langsam traten ihr Tränen in die Augen. Sie hob die Hände zum Gesicht, um es darin zu vergraben. Sie schluchzte laut.

Immer wieder fragte sie: „Warum?“

Ich wusste, dass sie zum jetzigen Zeitpunkt keine Antwort erwartete. Ich blieb sitzen, um in dieser schweren Stunde bei ihr zu sein. Sie schnäuzte sich die Nase mit dem Geschirrhandtuch.

„Soll ich uns noch einen Tee machen?“, fragte ich.

„Wenn Du willst, ja bitte.“

Bei der Suche nach dem Tee stieß ich auf eine Flasche kubanischen Rum.

„Mit Schuss?“

Sie guckte mich verwirrt an. Ich winkte mit der Rumflasche.

„Nein danke, wenn Du willst, bedien Dich.“

Ich ließ es bleiben, es gibt für alles eine Zeit. Jetzt war Zeit zu trauern. Als der Tee fertig war, setzte ich mich und saß schweigend da, während Doro um ihren verstorbenen Sohn weinte. Als es dunkel wurde, stand sie auf und schaltete das Licht ein. Doro blickte auf und sah mich an.

„Du bist noch da?“

In jedem anderen Moment hätte ich eine dumme Antwort parat.

Jetzt antwortete ich nur: „Ja.“

„Oh Gott, was bin ich für eine schlechte Gastgeberin. Du musst doch sterben vor Hunger.“

„Mach Dir keinen Aufwand ich ...“

Zu spät, sie war schon auf den Beinen und wuselt in der Küche herum und schien nicht mehr zu bremsen zu sein. Eine halbe Stunde später stand das Essen auf dem Tisch. Wir aßen schweigend. Als das erledigt war und ich den Abwasch erledigen wollte, bremste mich Doro.

„Stopp, das mach ich. Du musst morgen früh raus, ich hab Spätschicht, ich hab Zeit.“

„Na gut, dann verabschiede ich mich. Gute Nacht.“

„Eine Sache noch, Peter.“

„Ja?“

„Ich will wissen, warum Klaus sterben musste, ich will keine Rache oder Vergeltung, ich will nur wissen warum.“

Der Ton duldet keinerlei Widerspruch oder Alternative, war Ausdruck felsenfester Entschlossenheit.

„Jawohl, ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, Genossin.“

Ich hatte nicht vergessen, dass wir uns eigentlich duzten, aber ihr Tonfall zwang mich förmlich dazu, sie als Genossin anzusprechen.

„Gute Nacht.“, verabschiedet ich mich erneut.

Ich ging durch das dunkle Treppenhaus in meine Wohnung und bereitete mich auf den nächsten Tag vor.

## **Kapitel 16**

***BERLIN, DIENSTAG 31.05.2016***

„Genosse Krüger, ich habe Ihnen Ihre Frei- und Eigenheiten gelassen, da wir hier derzeit nicht sonderlich viel zu tun haben. Wie danken Sie es mir? Indem Sie baden gehen, Lei-

chen aus dem Landwehrkanal fischen und damit auch noch auf der Titelseite der Abendausgabe posieren. Da kommen Fragen auf, was meine Mitarbeiter so während der Arbeitszeit treiben. Und ich darf das dann wieder rechtfertigen. Warum tun Sie mir so etwas an? Habe ich Ihnen denn irgendwas getan?“

Ich war beeindruckt von diesen Vorwürfen und hatte währenddessen mitgezählt, wie oft sie Luft geholt hatte. Die Strichliste war übersichtlich: Null. Man kann seinen Gegenüber auf zwei Weisen bewegungsunfähig machen, ihm Arme und Beine brechen oder ihn umarmen. Die Knochenbrechermethode schien mir falsch. Sie war zwar eine Nervensäge, aber das war unangemessen. Also blieb mir nur Option zwei, natürlich rein metaphorisch.

„Genossin, ich hatte heute Mittag vor, sofern hier keine Arbeit vorliegt, den Betrieb des Verstorbenen zu besuchen und dessen Kollegen zu befragen. Da dies ein enormer Aufwand ist, wollte ich Sie fragen, ob Sie mir dabei zur Seite stehen würden, um mit mir die Aussagen seiner Kollegen aufzunehmen.“

„Ich soll Ihnen bei den Ermittlungen helfen?“

„Korrekt, Genossin.“

„Sie wollen doch nur, dass wenn Sie wieder erwischt werden, ich Ihnen keine Vorwürfe machen kann.“

Sie war vielleicht nervtötend, einsam und ab und zu etwas naiv, aber doof war sie definitiv nicht.

„Das wäre ein Kollateralnutzen.“

„Sehr witzig, Peter. Na gut, sollte hier keine Arbeit anfallen, werde ich Sie begleiten.“

Hervorragend, der Köder war ausgelegt und sie hatte angebissen. Den Vormittag verbrachten wir damit, dass sie Füller, Tinte und Schreibblöcke im Lager anforderte und mich zur Abholung losschickte. Bis zum Mittag erzählte ich Berta alles, was sie zu meinen Ermittlungen wissen musste. Größtenteils war es das, was auch in der Zeitung stand. Als um 12:00 Uhr noch keine neuen Akten für das Archiv ange-

liefert worden waren, machten wir noch unsere Mittagspause und fuhren dann zusammen zum VEB „Peter Kovács“.

In der Straßenbahn fragte die Genossin Buskowski: „Sagen Sie, Genosse Krüger, sind wir jetzt ein Ermittler-Duo?“

„Was meinen Sie damit?“

„Dass wir gemeinsam den Fall aufklären, den Täter stellen und gegebenenfalls verfolgen. So mit Rennen Springen Schreien und Schießen.“

„Ich hoffe nicht.“

„Wie bitte? Sie wollen den Täter nicht stellen?“

„Doch schon, aber ich will nicht rennen, springen, schreien und schießen. Davon hatte ich in der Armee und im Krieg schon genug. Außerdem ist mir vor einigen Jahren eines klar geworden und das trifft auch auf Sie zu, Genossin.“

„Und das wäre?“

„Wir sind beide keine 18 mehr.“

Sie guckte mich böse an. Da hatte ich wieder ein Fettnäpfchen getroffen, in der Hinsicht war ich ein Scharfschütze. Ich versuchte, die Situation zu retten.

„Genossin, sofern Sie sich nicht mit 18jährigen Jünglingen abgeben wollen, die von Tuten und Blasen keine Ahnung haben, sollten Sie es als Kompliment sehen.“

„Vom Blasen müssen die keine Ahnung haben, darum kümere ich mich.“

In gewissem Sinne faszinierte sie mich. Egal, um welches Thema es gerade ging, sie schaffte es mühelos ohne Umschweife, das Gespräch auf Sex umzuleiten. Eine nicht wirklich nützliche, aber seltene Fähigkeit.

## **Kapitel 17**

***BERLIN, DIENSTAG 31.05.2016***

Im VEB angekommen, führte ich Berta zielstrebig durch den Lärm der Werkstätten ins Büro des Verwalters. Sobald sich

die Tür schloss, war es schlagartig still. Der Verwalter stöhnte.

„Was wollen Sie denn nun schon wieder?“

„Haben Sie vom Schicksal Ihres Kollegen gehört?“

„Nein.“

„Ich muss Ihnen leider mitteilen das Klaus Meir tot ist. Er wurde gestern Nachmittag tot im Landwehrkanal geborgen.“

„Das ist schlimm, aber warum kreuzen Sie zu zweit auf? Ich habe ihn nicht umgebracht. Wenn ich Störungen im Betriebsablauf wünsche, werde ich nicht meine Mitarbeiter abmurksen sondern mich an Sie wenden.“

Noch ehe ich antworten konnte, riss Berta die Initiative an sich.

„Guten Tag, Genosse Püschel, mein Name ist Berta Buskowski, ich komme vom Zentralen Politkommissariat und ermittle im Fall Klaus Meir.“

Während sie das sagte, zog sie eine kleine Visitenkarte aus dem Ausschnitt ihrer Bluse, beugte sich vor und legte sie vor ihn auf den Schreibtisch. Plötzlich schien aller Trotz und Streitsucht aus dem Gesicht des Genossen Püschel verschwunden zu sein.

Im liebenswürdigsten Tonfall, der mir je zu Ohren kam, sagte er zu Berta: „Sehr erfreut, Genossin, wie kann ich Ihnen helfen?“

Sie stand mit einer Hand auf den Schreibtisch gestützt und nach vorn gebeugt vor dem Verwalter.

„Sind Sie bereit, mit dem Zentralen Politkommissariat zu kooperieren?“

„Mit Ihnen? Liebend gerne, Genossin.“

„Hmm, interessant, dazu später eventuell mehr. Erst einmal würde ich gern die Kollegen des Verstorbenen befragen.“

Ich wusste nicht, was mit Berta geschehen war. Ob sie gerade nüchtern war oder sie eine verantwortungsvolle Aufgabe hatte ... Irgendetwas hatte dazu geführt, dass sie Talente zum Vorschein brachte, die anscheinend lange brachgelegen hatten, sich Bahn brachen und voll entfalteten.

„Gerne, gerne, wenn Sie bitte Platz nehmen würden.“

Der Verwalter erhob sich und bot Berta seinen Platz hinter dem Schreibtisch an.

„Ich rufe die Kolonne des Genossen Meir zusammen, zum Glück sind Sie gerade von einem Auftrag zurück.“

Berta richtet sich den Schreibtisch zurecht und drückte mir Schreibblock und Füller zum Mitschreiben in die Hand. Einer nach dem anderen betrat das Büro und Berta befragte sie. Bei den ersten Malen musste ich noch ergänzende Fragen stellen, danach lief es wie geschmiert. Die Kollegen berichteten übereinstimmend, dass sie und Klaus am Freitag, dem 20.05.2016 nachmittags von einem Montageauftrag aus Sachsen zurückgekehrt seien. Nachdem sie sich im Betrieb gewaschen und umgekleidet hatten, seien sie noch nach Kreuzberg zum Essen gefahren und danach einen Trinken zu gehen. Gegen 02:15 Uhr hatte Klaus sich in der Frankenbar von seinen Kollegen verabschiedet, da er noch etwas anderes vor hatte. Ein Ziel hatte er nicht genannt. Das letzte Lebenszeichen von Klaus war seine telefonische Krankmeldung. Nach der Befragung machten Berta und ich uns auf den Weg nach draußen.

Auf dem Hof fragte ich sie: „Genossin Buskowski, woher wissen Sie, wie man eine Befragung durchführt? Soweit ich weiß, sind Sie doch gelernte Bürokauffrau für Bürokommunikation.“

„Peter, denken Sie immer daran, ‘Lesen bildet’, und wie Sie wissen hatte ich bisher mehr als genug Zeit zum Lesen.“

„Sie haben aus Groschenromanen gelernt, wie man eine kriminalistische Befragung durchführt?“

Ich war zutiefst irritiert.

„Ja, aus ‘Red Fox - Ermittlerin für die Liebe’.“

In dem Moment kam der Verwalter wieder zu uns. Er wirkte nervös und unsicher, als er der Genossin Buskowski seine Frage stellte.

„Fräulein Buskowski, würde Sie mir die Freude erweisen und mich am Sonnabend Abend zum Essen begleiten?“

Genossin Buskowski schien zu überlegen: „Ich weiß nicht, ob ich Zeit habe.“

„Oh doch, Genossin, dafür ist immer Zeit.“

„Sind Sie sich sicher, Genosse Krüger?“

„Ich bin felsenfest überzeugt davon, Genossin.“

Es ist das Schicksal eines Politkommissars, das man manche Menschen mit vorgehaltener Waffe zu ihrem Glück zwingen muss. Dies hier war so ein Fall.

„Na gut, wann wollen wir uns treffen?“

„Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich Sie um Acht abholen.“

„Einverstanden, um Acht. Bis dann.“

Er drehte sich um und ging zur Werkstatt. Ich war mir nicht sicher, glaubte gesehen zu haben, dass er beim Gehen hüpfte. Vor dem Tor verabredeten wir, falls jemand uns im Archiv vergebens gesucht hatte, wir eine Exkursion gemacht hatten. Danach gingen wir nach Hause, jeder zu sich. Zum Glück.

## Kapitel 18

***BERLIN, DIENSTAG 31.05.2016***

Abends saß ich zu Hause und sichtete die Ergebnisse, um mir einen Überblick über den Stand meiner Ermittlungen zu verschaffen. Plötzlich läutete es an der Tür. Ich ging an die Wechselsprechanlage, doch dort reagierte niemand. Ein Blick durch den Türspion verriet nichts. Ich griff nach meiner Pistole und öffnete vorsichtig die Tür. Außerhalb des Sichtfeldes des Türspions lehnte Renate lässig am Türrahmen.

„Das nenne ich eine herzliche Begrüßung. Hältst Du jeder Frau, die bei Dir klingelt, eine geladene Knarre unter die Nase?“

„Nein, nur Dir. Wie kommst Du an meine Adresse?“

„Das ist mein Geheimnis, ich fühle mich geehrt. Darf ich reinkommen?“

„Warum?“

„Wir haben uns ewig nicht mehr gesehen. Ich dachte wir könnten zusammen was trinken.“

„Ich habe außer Kaffee, Tee und Milch nur Wasser im Haus.“

„Dachte ich mir und habe vorgesorgt. Du weißt doch, selbst ist die Frau.“

Sie hob eine klackernde weiße Plastetüte und betrat ohne weitere Worte meine Wohnung.

„Ist spartanisch eingerichtet, aber das bin ich von Dir gewohnt.“

Sie inspizierte meine Wohnung und setzte sich auf die Couch. Aus der Plastetüte holte sie eine Flasche Weißwein und schraubte sie auf.

„Für Dich habe ich auch eine dabei.“

„Ich mag immer noch keinen Wein.“

„Dann nicht, mehr für mich.“

Ich holte mir ein Glas Wasser und setzte mich neben Renate auf die Couch.

„Was treibt Dich hier her?“

„Langeweile. Ich dachte, ich gucke vorbei und schaue, wie es Dir geht.“

„Und durch Zufall hast zwei Flaschen Wein dabei?“

„Warum nicht? Es gibt immer etwas, auf das man anstoßen kann.“

„Klingt für mich etwas besorgniserregend.“

„Was hältst Du davon, wenn wir uns Pizza warm machen und einen Videoabend dazu? Nur Du und ich?“

Meine Verwirrung erklimm den Mount Everest.

„Ich habe keine Pizza da.“

„Was hast Du da?“

„Linsen im Blechmantel.“

„Sag mir bitte nicht, dasd Du den Dosenfraß immer noch kalt isst?“

Doch, das tat ich. Es spart Energie und den Abwasch, abgesehen vom Löffel. Außerdem mag ich Essen, das man stapeln kann.

„Doch.“

„Dann sind die Würfel gefallen, es gibt Pizza.“

„Wo willst Du die hernehmen?“

„Na bestellen, wie konntest Du nur so alt werden, Peter?“

„Ich besitze keinerlei Unterlagen zum Bestellen von Pizza.“

„Dann gucken wir im Netz.“

„Viel Erfolg.“

Renate schaute sich im Zimmer um. Ihr Blick blieb auf der elektrischen Schreibmaschine hängen.

„Lass mich raten, Dein Telefon hat noch eine Wählscheibe und Computer kennst Du nur aus der Werbung?“

„Stimmt.“

Sie holte ihr Smartphone heraus und rief die Seite eines Pizzadienstes auf.

„Was für eine Pizza hättest Du denn gerne?“

„Öhhhhhh ...“, stammelte ich.

„Also gut. Dann eine XXL-Pizza Salami für Dich und eine XXL-Pizza Mozzarella für mich.“

Sie wischte und tippte auf ihrem Telefon herum.

„Was wollen wir uns angucken?“

„Keine Ahnung, ich schätze meine Filmauswahl könnte Dich ein wenig anöden.“

„Was hast Du da?“

„Alle Folgen von ‘Vier Panzersoldaten und ein Hund’, sämtliche Lehrfilme des ZPKs zum Thema Staatsbürgerkunde, die gesammelten Werke von ‘Kino ohne Talent’ und die meiner Meinung nach unangemessenen Werke meiner Schwester.“

„Gegen Deine Videothek ist Baldrian das reinste Aufputzmittel.“

„Hast Du etwas Besseres?“

„Ja, ‘Inglourious Basterds’ und ‘Independence Day’.“

„Warum überrascht es mich mittlerweile überhaupt nicht mehr, dass Du alles Erdenkliche dabei hast? Was ist Dein Plan?“

Sie lächelte.

„Ich will bloß einen netten Abend mit einem Freund verbringen, den ich seit Jahren nicht mehr gesehen habe.“

Eine dreiviertel Stunde später klingelte der Pizzabote an der Tür. Ich öffnete. Vor mir stand ein etwa 25-jähriger Lauch, der immer noch mit den Nachwirkungen seiner Akne zu kämpfen hatte. Renate nahm ihm die Pizzen ab und ließ mich zum

Bezahlen mit ihm allein. Während wir auf die Pizzen warteten, hatte ich den Tisch gedeckt und wollte mich zu Essen setzen.

„Ach komm, was soll denn das jetzt? Lass uns auf der Couch essen und dabei den Film gucken, inklusive kleckern und rum-sauen. Das soll eine Videoabend werden, kein Staatsempfang.“

Wir setzten uns auf die Couch, ich startete den Film und wir machten uns über die Pizzen her. Nachdem die Pizzen verschwunden waren, schmiegte sich Renate an mich, als hätten vergangenen Jahre niemals stattgefunden. Während des zweiten Films und nach der zweiten Flasche Wein war Renate neben mir wie damals, vor dem Krieg, auf der Couch eingeschlafen. Ich deckte sie zu und ging ins Bett.

## Kapitel 19

***BERLIN, MITTWOCH 01.06.2016***

Mein Wecker klingelte, meiner Meinung nach wie immer zu früh. Schlaftrunken tappte ich aus dem Bett ins Bad. Nachdem ersten Kaffee fiel mir auf, dass ich allein in meiner Wohnung war. Meiner Erinnerung zufolge war es ein gediegener Videoabend, an dessen Ende ich ins Bett gegangen war und Renate auf der Couch den Schlaf der Betrunkenen schlief. Der Anblick meines Schreibtischs sagte etwas anderes. Meine Unterlagen lagen unordentlich über den Tisch verteilt. Beim Aufräumen fiel mir auf, dass meine Unterlagen zu Klaus Meir fehlten. Ein Verdacht keimte auf. Ich unterrichtete die Genossin Buskowski telefonisch davon, dass ich heute etwas später im Archiv erscheinen würde, da ich im Fall Klaus Meir dringende Fragen zu klären hätte.

„Machen Sie sich keine Hektik, Peter, die Arbeit rennt nicht weg.“

„Das wäre auch noch schöner. Vielen Dank, Genossin.“

Ich machte mich auf den Weg zu Renates WG. Dort traf ich nur Claudia.

„Guten Tag.“

Claudia sah mich verächtlich an.

„Das wird er frühestens, wenn Du wieder verschwindest. Was willst Du?“

„Ich hätte ein paar Fragen an Renate. Ist sie da?“

„Was geht Dich das an?“

„Sie war gestern Abend bei mir und seitdem fehlen mir ein paar Sachen.“

„Du solltest Deinen Saustall aufräumen, statt hier andere mit Deiner Unordnung zu behelligen.“

„Nein, ich wollte Sie nur fragen, ob Sie die Sachen aus Versehen eingesteckt hat.“

„Willst Du ihr unterstellen, das Sie klaut, Du Schwein?“

„Nein, das war nicht mein Plan.“

„Das machst Du nur, weil sie eine Frau ist! Du scheiß Sexist! Du Kack-Chauvi!“

Ich merkte, dass ich mit dieser Person kein vernünftiges Gespräch mehr führen können würde. Ich drehte mich um und ging nach unten. Leise war mein Abgang nicht gerade. Auf dem nächsten Treppenabsatz machte ich Halt und schlich mich wieder an die Tür und lauschte. Ich wurde nicht enttäuscht. Durch die Wohnungstür hörte ich Claudia gedämpft telefonieren.

„... ja, Dein Schnüffler war gerade wieder hier und hat nach Dir gefragt. Ich habe ihn zum Glück mit der Sexismuskeule verjagen können, aber ich glaube, er hat Lunte gerochen. Ja, ja, ist klar, ich werde es weiterleiten. Als sie nichts mehr sagte schlich ich mich nach draußen.“

Unten guckte ich mich um und sah das Café, in das mich Renate das letzte Mal „eingeladen“ hatte. Ich nahm Platz und bestellte mir einen Kaffee. Nachdem der Kellner mich irritiert angeguckt hatte, als ob ich in altgriechisch bestellt hätte, änderte ich meine Bestellung in einen veganen Latte Macchiato mit Kokosraspeln und glutenfreien Kakao-Topping. Seine Welt war wieder in Ordnung. Meine Bestellung kam. Ich betrachtete das Kunstwerk. Nachdem der Schaum in sich zusammen gesunken war, war die Tasse noch halbvoll, der Inhalt sah wie Pfützenwasser aus und schmeckte auch so. Anderswo hätte ich für den Preis einen Pott Kaffee und eine

Currywurst bekommen. Observationen können teuer werden. Zum Glück war ich nicht genötigt, ein weiteres „Kunstwerk“ zu kaufen, kurz darauf verließ eine Person das Haus. Grellpinke Haare, eine absurd riesige Brille mit Gläsern, die aussahen, als hätte man einem W50 die Windschutzscheiben gestohlen. Eine sinnlosere Verkleidung hätte Claudia nicht wählen können. Sie trug noch immer die auffälligen himmelblauen Flip-Flops und das neongrüne Stofftier am Schlüsselbund an ihrer Hüfte. Bevor sie um die erste Ecke verschwunden war, sprang ich auf. Der Kellner hielt mich auf und erinnerte mich, meine Rechnung zu bezahlen. Claudia war bereits über alle Berge. Genervt begab ich mich zurück zum Archiv. Wenigstens war dort der Kaffee bezahl- und genießbar.

## **Kapitel 20**

***BERLIN, MITTWOCH 01.06.2016***

Im Büro saß die Genossin Buskowski über einem ihrer Bücher. Als ich mir den Titel näher betrachtete, staunte ich nicht schlecht. Es war keine ihrer üblichen Balz- und Schmalzgeschichten. Sie las, vielmehr studierte sie die „Grundlagen der Metallbearbeitung“.

„Sind Ihnen die Groschenromane ausgegangen, Genossin?“

„Nicht wirklich, aber ich treffe mich doch am Samstag mit dem Genossen vom VEB ‘Peter Kovács’. Damit ich ein bisschen zum Plaudern habe, dachte ich, es wäre nicht das Schlechteste, wenn ich mich ein wenig mit den Prozessen der Metallverarbeitung auseinandersetze.“

„Aha.“

„Ich muss sagen, der Spannungsbogen dieses Buches ist unglaublich flach. Aber ich vermute, dass Sie versuchen diese Armut an Spannung durch eine Fülle an Fremdworten auszugleichen.“

„Es könnte auch daran liegen, dass es ein Lehrbuch ist.“

„Da könnten Sie Recht haben, Peter.“

„An welcher Stelle im Buch sind Sie?“

„Kapitel 2.2 Gliederung der Fertigungsverfahren, Unterpunkt 2.2.1 Hauptgruppe der Fertigungsverfahren.“

„Und?“

„Wie, und?“

„Was für Hauptgruppen der Fertigungsverfahren gibt es?“

„Laut diesem Buch sind es Urformen, Umformen, Trennen, Fügen, Beschichten und Stoffeigenschaften beibehalten.“

„Das klingt für mich nicht sonderlich romantisch.“

„Ich glaube, dass unsere Vorstellungen von Romantik nicht unbedingt miteinander korrespondieren.“

„Woher wollen Sie das wissen?“

„Kommt in Ihrer Vorstellung eines romantischen Abendessens ein wunderschöne Aussicht vor?“

„Ja.“

„Von einem Platz hoch oben über der Stadt?“

„Eher nicht, eher vom Turm eines Panzers hoch oben über einem Schlachtfeld nach einem siegreichen Gefecht.“

„Ist das nicht gefährlich?“

„Müssen Gefahr und Romantik sich ausschließen? Kann das eine nicht den Reiz des anderen verstärken?“

„Das schon, aber wo findet man die meisten Schlachtfelder? In Kriegsgebieten. Wo ist es also gefährlicher, auf Hausdächern oder auf Panzertürmen?“

„Kommt drauf an, auf welcher Seite man steht.“

„Vom Schlachtfeld?“

„Und von der Dachkante.“

„Lass uns das Thema wechseln, Peter. Wie kommst Du im Fall Klaus Meir voran?“

„Ich sagte doch, ich berichte Ihnen erst, wenn ich fertig bin und die Freigabe der Betroffenen erhalte.“

„Aber die Freigabepflicht ...“

„... gilt nur für offizielle Ermittlungen.“, unterbrach ich.

Sie guckte enttäuscht, aber musste sich damit geschlagen geben.

„Ich habe eine neue, verstörende Spur gefunden.“

Sie guckte mich interessiert und aufmerksam an.

„Und?“

„Die Details, wenn ich fertig bin.“

„Peter Du bist gemein Erst lockst Du mich an und lässt mich dann am ausgestreckten Arm verhungern.“

„Ich habe es versprochen, Pionierehrenwort.“

Die Genossin Buskowski widmete sich wieder den „Grundlagen der Metalltechnik“ und ich mich der Kaffeemaschine.

## Kapitel 21

*BERLIN, MITTWOCH 01.06.2016*

Auf dem Weg von der Kaufhalle nach Hause durchquerte ich wie immer den angrenzenden Park. Plötzlich pfiiff jemand hinter mir. Ich reagierte nicht darauf. Wenn jemand etwas von mir will, soll er mich ansprechen.

„Hey Du.“, rief jemand.

Auch darauf reagierte ich nicht.

„EY, DU ROTE SAU!“, brüllte jemand.

Jetzt fühlte ich mich angesprochen. Auf das vertraute Klacken eines ausfahrenden Teleskopschlagstocks hin ließ ich meine Einkäufe fallen und machte mich kampfbereit. Leider konnte ich den ersten Schlag des Teleskopschlagstocks nur halbherzig abwehren, so dass er schmerzhaft auf meinem Unterarm traf. Bei seinem zweiten Schlag konnte ich ausweichen und ihm einen linken Kinnhaken verpassen. Bei seinem letzten Angriff entriss ich ihm seine Waffe und warf ihn zu Boden.

In dem Moment hörte ich den Schrei: „DU KOMMI-DRECKSACK! Dir werd ich’s zeigen!“

Sobald der zweite Angreifer in Reichweite war, schlug ich ihm mit dem Schlagstock gegen den Kiefer und sah, wie er durch die schwarze Sturmhaube auszuspucken versuchte. Ich vermutete, dass er mindestens einen Zahn weniger hatte. Der erste Angreifer hatte sich währenddessen aufgerappelt und erkannt, dass sein Kompagnon schwer verletzt und er entwaffnet war. Er zog sich mit seinen Spießgesellen in die Büsche zurück. Ich stand wieder alleine im Park und betrach-

tete, wie die Milch aus meinem fallengelassenen Einkaufsnetz auslief.

‘Verdammte Schweine’, dachte ich.

Ich zog aus meiner Jacke ein Stofftaschentuch und wickelte den Teleskopschlagstock ein, immerhin war er ein Beweismittel. Nachdem ich die Überreste meiner Einkäufe ohne weitere Vorkommnisse nach Hause gebracht hatte, begab ich mich zur nächsten Wache der Volkspolizei, um den Überfall im Park zu melden. Ich berichtete dem Polizisten am Empfang in groben Zügen, was vorgefallen war, und er leitete mich an meine ehemaligen Kollegen vom Politikommissariat weiter. Dort traf ich auf den diensthabenden Politikommissar, einen alten, unangenehmen Bekannten, Steven Krug. Ich berichtete ihm und zeigte ihm den Teleskopschlagstock.

„Zt zt zt, Genosse Krüger, ich kann es nicht fassen. Ich glaube Sie haben ein Aggressionsproblem.“

„Wie bitte?“

„In zwei Wochen, drei Anzeigen wegen Körperverletzung. Da kommt selbst ein Mitglied der Hell Angels nicht mit.“

„Wollen Sie mich komplett verarschen? Diesmal wurde ICH angegriffen.“

„Das sagen Sie als Schutzbehauptung.“

„Entschuldigen Sie bitte, aber ich verstehe nicht was Sie wollen. Ich wurde angegriffen und möchte deswegen Anzeige erstatten und dazu meine Aussage abgeben.“

„Sie haben heute Ihrer Aussage nach im Park einen Ihnen unbekanntem Menschen grundlos mit einem Teleskopschlagstock angegriffen und wollen sich stellen. Das ist doch richtig?“

„JETZT REICHT'S ABER! WELCHER VOLLIDIOT HAT SIE ZUM POLITKOMMISSAR ERNANNT? ICH WÜRDIE SIE NOCH NICHT MAL DIE LOTTOZAHLEN ERMITTELN LASSEN. SIE SIND SO SAUBLÖDE, DASS SIE WAHRSCHEINLICH SOGAR BEIM BLUTTEST DURCHFALLEN WÜRDEN!“

Während ich ihn anbrüllte, hatte ich Steven Krug am Kragen gepackt und halb über den Tresen gezogen.

„Genosse, mäßigen Sie sich! Das ist ein Befehl.“

Von uns beiden unbemerkt hatte ein weiterer Beamter die Szene betreten. Blitzartig ließ ich Steven Krug los. Dieser zog sich schnell aus meiner Reichweite hinter den Tresen zurück.

„Genosse Krug“, wandte sich der Beamte an ihn, während dieser versuchte, blass und zitternd Haltung anzunehmen, was ihm leidlich gelang, „Sie bleiben hier und kümmern sich vorschriftsgemäß um die eingehenden Fälle.“

Er wandte sich an mich: „Sie sind?“

„Peter Krüger.“, antwortete ich.

„Folgen Sie mir.“

Der Unbekannte, vermutlich ein höherrangiger Beamter, führte mich in eins der Standardbüros.

„Guten Abend. Ich bin Major Stein vom Zentralen Politkommissariat, Abteilung I: Aufklärung und Abwehr.“

„Oh, dass ich es jemals mit dem ‘Triple Ace Club’ zu tun bekomme, hätte ich nicht gedacht.“

„Genosse Krüger, soweit ich das überblicken kann, ist Ihr heutiger Fall nur ein weiterer in einer leider zu langen Kette von Überfällen auf politische Funktionsträger in Berlin. Wir gehen davon aus, dass es sich um eine konterrevolutionäre Kampagne zur Destabilisierung der Republik handelt.“

„Also keine unpolitisch marodierenden Banden von Halbstarcken, die aus Spaß an der Freude Scheiben einwerfen?“

„Das ist korrekt. Ja, anarchistische Jugendgruppen bewerfen Fahrzeuge der Volkspolizei mit Farbbeuteln. Ja, Veganer pumpen Buttersäure in Pelzgeschäfte und Kürschnereien. Ja, Antifagruppen zerstechen den Autos des Volksschutzbundes die Reifen. Das ist aber alles nur Sachbeschädigung, dabei kam nie ein Mensch zu Schaden. In den Fällen, in denen ich ermittle, geht es jedoch stets um Mord und Totschlag oder in Ihrem Fall zum Glück nur um Körperverletzung.“

„Ich habe mich nur verteidigt.“

„Dazu würde ich gerne Ihre ganze Aussage hören. Für das Protokoll, wie heißen Sie?“

„Mein Name ist Peter Krüger.“

„Warten Sie, sind Sie derjenige, der die Leiche von Klaus Meir aus dem Landwehrkanal geborgen hat?“

„Ja, ich finde man sollte das verdammte Ding zuschütten, es kostet zu viele gute Menschen.“

„Das ist wahr, tut aber nichts zur Sache, weiter im Text ...“

Lange nach dem Schichtwechsel verließen wir das Büro, draußen war es mittlerweile dunkel. Major Stein war sichtlich müde. Auf dem Gang reichte er mir seine Visitenkarte.

„Falls Ihnen noch etwas einfallen oder auffallen sollte, rufen Sie mich an. Ich wünsche Ihnen noch einen gute Abend.“

Vor der Wache trennten sich unsere Wege und jeder von uns verschwand in der Nacht.

## Kapitel 22

### *BERLIN, DONNERSTAG 06.06.2016*

Als ich morgens meine Kleider zum Waschen ausräumen wollte, fiel mir der eingewickelte Teleskopschlagstock in die Hände. Ich beschloss, ihn auf dem Weg zur Arbeit auf der Wache der Volkspolizei bei Major Stein abzugeben. Vor Ort stellte ich fest, dass Major Stein wider meiner Erwartung nicht anwesend war. Zu meinem Leidwesen lief mir jedoch Steven Krug über den Weg.

„Genosse Krug, könnten Sie mir bitte sagen, wo ich den Genossen Major antreffen kann?“

„Was?“

„Das heißt ‘Wie bitte?’, Genosse.“

„Was?“

„Ach scheiß drauf, wo kann ich den Genossen Major finden?“

„Was wollen Sie von ihm?“

„Ich habe gestern vergessen, ihm ein Beweismittel auszuhandigen.“

„Sie haben ein Beweismittel unterschlagen?“

„Nein, verdammt noch mal! Ich habe vergessen, es Major Stein zu geben. Können Sie mir jetzt sagen, wo ich ihn finden kann?“

„Genosse, das erfüllt den Tatbestand der Beihilfe und Verdunkelung.“

Ich bin ein ruhiger Mensch, der schwer die Beherrschung verliert, aber Steven Krug brachte mich dazu, dass er kurz davor stand, ihm ein paar aufs Maul zu hauen. Ich versuchte, mich zu beruhigen, und atmete tief durch.

„Ihrem Rumgeeiere nach zu urteilen ist der Genosse Major nicht hier. Können Sie mir sagen, wo ich ihn sprechen kann?“

„Ich wüsste nicht, was Sie das angeht, Genosse.“

Ich war bis hierher ernsthaft darum bemüht das Ganze ziviliert und professionell durchzuführen, aber Steven Krug wollte es anscheinend auf die harte Tour. Wer bin ich, ihm diese, unter Umständen unterbewusste Bitte abzuschlagen? Zu meinem Glück und zu seinem Pech standen wir gerade vor der Tür der Herrentoilette.

„Genosse Krug, lassen Sie uns vernünftig sein. So wie ich die Sache sehe, ist der Genosse Major derzeit nicht hier, um sie zu retten. Wir können diese Situation auf zwei Wege klären, hier draußen auf dem Flur, oder wir setzten dort drinnen, ...“, ich deutete auf die Tür der Herrentoilette, „das Gespräch an der Stelle fort, wo wir gestern Abend vom Major unterbrochen wurden. Ihre Entscheidung. Also, wo finde ich den Genossen Major?“

Steven Krug guckte mich unsicher an.

„Genosse, wie sich dieses Gespräch entwickelt, liegt komplett in Ihrer Hand, also noch einmal. Wo finde ich den Genossen Major?“

„I-i-im Oskar-Ziethen-Krankenhaus.“

Ich zog erstaunt eine Augenbraue hoch.

„Aha, warum das?“

„Er wurde gestern auf dem Heimweg im Park von mehreren Tätern angegriffen und verletzt.“

„Eine unpolitisch, marodierende Bande von Halbstarke?“

„Nein, ein Mordanschlag.“

„So so, ich danke Ihnen für Ihre Mitarbeit, Genosse Krug. Einen schönen Tag noch.“

Ich ließ ihn auf dem Gang stehen wie bestellt und nicht abgeholt und machte mich auf den Weg zum Krankenhaus.

## Kapitel 23

*BERLIN, DONNERSTAG 02.06.2016*

Am Empfang des Oskar-Ziethen-Krankenhauses wollte man mir keine Auskunft geben. Ich hatte weder seinen kompletten Namen noch war ich ein Vorgesetzter oder naher Verwandter. So schlenderte ich etwas ziellos mit einem Blumenstrauß, den ich am Eingang zur Tarnung gekauft hatte, durch die Krankenhausflure und hielt Ausschau nach dem potentiellen Wachposten vor dem Krankenzimmer. Nach etwas einer halben Stunde des müßigen Flanierens entdeckte ich ihn und ging hin.

„Guten Tag, Genosse.“

„Guten Tag, bitte zeigen Sie mir Ihren Dienstausweis.“

Ich zeigte ihm meinen Ausweis, der mich als Mitglied des Archivs auswies.

„Tut mir leid, Sie haben keine Sicherheitsfreigabe für diesen Bereich, bitte gehen Sie.“

„Schade, wären Sie dann bitte so freundlich, dem Genossen Major diesen Blumenstrauß zukommen zu lassen?“

„Nein, bitte gehen Sie, hier ist ein Sicherheitsbereich.“

„Gibt es denn keine andere Möglichkeit?“

„Nein, bitte verlassen Sie den Flur oder ich muss Sie von meinen Kollegen entfernen lassen.“

Wie aufs Stichwort bogen am Ende des Ganges zwei weitere Wachen um die Ecke, hielten an und beobachteten uns.

„Ist es in Ordnung, wenn ich dort hinten warte?“

„Nein, ich bitte Sie nochmals, verlassen Sie den Flur oder meinen Kollegen müssen Gebrauch vom Hausrecht machen und Sie des Gebäudes verweisen.“

Die beiden, die uns bis eben vom Ende des Ganges aus beobachtet hatten, kamen auf mich zu und machten Anstalten, mich festhalten und rauszuschleifen. Sie wirkten, als würden sie nachts

auf der Hantelbank schlafen, weswegen ich den Gedanken verwarf, mich mit ihnen zu prügeln. Ich würde dadurch zwar verhindern, dass sie mich auch dem Krankenhaus werfen würden. Der Preis wäre allerdings, vom Besucher zum Patienten zu werden, was sich mit meinen Plänen nicht vertrug. In dem Moment öffnete sich hinter dem Wachposten die Tür und Fräulein Schmidt kam auf den Flur. Wir nahmen zackig Haltung an und salutierten.

„Genosse Krüger, was zum Henker treiben Sie hier?“

„Ich hörte, dass der Genosse Major hier sei.“

„Ach so und da wollten Sie mir nichts, Dir nichts vorbeigucken und ein wenig mit ihm plaudern? Meines Wissens sind Sie im Archiv tätig und haben so gut wie überhaupt nichts mit dem Genossen Major zu tun.“

„Ja und nein Genossin, ich wurde gestern auf dem Heimweg überfallen und angegriffen. Den Beschimpfungen nach zu urteilen, war der Angriff auf mich politisch motiviert. Der Major hatte meine Anzeige und Aussage aufgenommen und bat mich, falls mir noch etwas einfiel, mich mit ihm in Verbindung setzen.“

Fräulein Schmidt sah mich eindringlich an.

„Na gut, folgen Sie mir in die Kantine und berichten Sie mir, was Sie dem Major berichten wollten.“

Nachdem wir uns in der Kantine jeder ein Getränk geholt hatten, berichtete ich Fräulein Schmidt, was mir letzten Abend im Park widerfahren war. Das Intermezzo mit dem Genossen Krug auf der Wache ließ ich unter den Tisch fallen.

„Interessant, der Genosse Major gab zu Protokoll, dass er auf dem Weg vom Bahnhof zu seiner Wohnung von zwei Vermummten mit einem Messer angegriffen wurde. Im Zuge des Kampfes gelang es ihm jedoch, einem der Angreifer die Maskierung abzureißen. Daher war er in der Lage, einige Merkmale seiner Angreiferin zu erkennen.“

„Angreiferin?“

„Er beschrieb sie als Frau, Anfang/Mitte 40, 1,80m groß, rote Haare, Sommersprossen.“

Während dieser Beschreibung musste ich unglaubliche innerliche Kräfte aufbieten, keine Miene zu verziehen.

„Das grenzt den Kreis der verdächtigen Personen enorm ein.“

„Das ist zum Glück nicht Ihre Sorge, Genosse Krüger. Sie erfüllen Ihren Beitrag für Frieden und Sozialismus im Archiv und nicht in der Fahndung.“

„Sie müssen es wissen.“, grummelte ich.

Gerade als ich aufstehen und gehen wollte, fiel mir ein, weshalb ich überhaupt hier war. Ich griff vorsichtig in meine Tasche und händigte ihr den Teleskopschlagstock aus. Sie guckte ihn an und seufzte resignierend.

„Sie sagten, das Sie ihn so, wie er hier vor mir liegt, seit gestern Abend mit sich herum schleppen?“

„Äh hm ja, Genossin.“

„Dann ist er nutzlos, mittlerweile dürfte Ihr Taschentuch alle verwertbaren Spuren verwischt haben. Den können wir genauso gut bei der SeRo abgeben. Ich nehme ihn mit zur Spurensicherung. Vielleicht können die noch etwas retten, allzu viele Hoffnungen mache ich mir nicht. Guten Tag, Genosse Krüger.“

Ich guckte etwas bedröppelt drein, das hätte mir auch selber einfallen können.

„Guten Tag, Fräulein Schmidt.“

Ich sah zu, dass ich Land gewann.

## Kapitel 24

### *BERLIN, DONNERSTAG 02.06.2016*

Ich fuhr schnellstmöglich mit den öffentlichen Verkehrsmitteln nach Kreuzberg in die Ohlauerstraße 23. In einem günstigen Moment schlüpfte ich in den Flur und begab mich zu Renates WG. Oben an der Wohnungstür klopfte ich und hörte, wie jemand kam und die Tür öffnete. Vor mir stand der Pizzabote von neulich, nur mit zwei Zähnen weniger.

‘Zufälle gibt’s’, dachte ich.

Er starrte mich an, dann klingelte es bei ihm.

„Oh, shit!“

„Nein, Krüger!“

Er versuchte, die Tür zu schließen, was mein Stiefel in der Tür verhinderte. Auch sein Versuch, sich gegen die Tür zu stemmen, scheiterte an seiner schwächtigen Statur. Langsam aber sicher drückte ich die Tür gegen seinen Willen auf. Als ich sie fast offen hatte, sah ich, wie Renates Mitbewohnerin Claudia mit einer Pistole in der Hand in den Flur trat, und auf mich zielte. Blitzschnell verschwand ich aus der Tür und sah zu, dass ich Deckung fand. Eine Sekunde später knallte es und die Kugel schlug in der Tür der Nachbarn ein. Die erfahrenste Schützin war Claudia nicht, denn sie betrat mit der Pistole weit vor sich das Treppenhaus. Das ermöglichte mir, die Waffe frühzeitig von mir abzuwenden. Sie versuchte, die Waffe wieder auf mich zu richten. Einige Augenblicke ging es hin und her. Ich befürchtete, dass es in einem Patt enden würde, da gelang es mir, die Waffe in Claudias Richtung zu dirigieren. Während wir so miteinander rangen, löste sich ein Schuss. Claudia war tot. Ich nahm ihr die Waffe ab und betrat die Wohnung.

„Renate? Bist Du da? Gib auf! Die Volkspolizei ist schon unterwegs, ihr könnt nicht entkommen.“

Keine Antwort, kein Geräusch aus der Wohnung, zumindest der Pizzabengel musste noch da sein. Der konnte sich nicht in Luft aufgelöst haben. Plötzlich hörte ich ein immer schneller werdendes Piepen. Das Geräusch kam mit fürchterlich bekannt vor. Es war ein Zeitzünder, wie wir sie bei der Internationalen Volksarmee verwendeten. Die Erkenntnis und die Wucht der Explosion trafen mich wie ein Donnerschlag. Renate und der Pizzabote hatten in die Außenwand ihrer Wohnung ein Loch gesprengt und waren dabei, durch Selbiges zu flüchten. Als ich ihnen folgen wollte, fegte eine Gewehrsalve durch den Staub in der Luft. Ich warf mich Deckung suchend auf dem Boden.

## **Kapitel 25**

***BERLIN, DONNERSTAG 02.06.2016***

Als sich der Staub gelichtet hatte, sah ich, wie Renate und der Lars über den Hof des Nachbarhauses flitzten. Ich folgte

ihnen. Auf der Straße stoppten sie ein Auto und zwangen den Fahrer mit vorgehaltener Kalaschnikow zum Aussteigen. Ich entdeckte eine alte Simson S51. Zu meinem Glück haben alle S51-Modelle denselben Zündschlüssel und bei diesem Modell war die Lenkersperre nicht abgeschlossen. Renate und ihr Scherge bretterten geraden über die Wienerstraße und den Spreewaldplatz auf die Skalitzerstraße Richtung Osten. Renates Auto hatte zwar mehr Leistung, aber das brachte ihr in der Stadt keinen Vorteil. Die Jagd ging weiter über die Oberbaumbrücke und die Stralauer Allee an der Spree entlang. Unter der Ringbahntrasse fuhren sie auf ein altes Fabrikgelände. Ich folgte ihnen. Im Hof der alten Fabrik ließen sie ihr Fluchtfahrzeug stehen und verschwanden im Gebäude. Ich stellte meine Maschine ab und folgte ihnen. Es war eine ehemalige Teppichfabrik. Ich betrat die alte Verladehalle mit den Brückenkranen, die seit Ewigkeiten still standen. Von einem dieser Kräne aus wurde auf mich geschossen. Ich suchte schnell hinter einem Mauervorsprung Deckung. Als ich vorsichtig hinter meiner Deckung vorlugte, fegte eine weitere Salve in meine Richtung. Die Zeit hatte mir jedoch gereicht, um zu erkennen, dass der Schütze sich auf einem der Kräne verschanzt hatte und ich mich nicht an ihm vorbei schleichen konnte. Guter Rat war teuer. Ich sah mich um, ob ich in irgendeiner Form mit all dem Staub eine Nebelkerze oder etwas Ähnliches improvisieren konnte, was mich der Sicht meines Gegners entzog. Ich entdeckte auf der anderen Seite der Halle hinter einem Haufen Bauschutt die Steuerung der Kräne und mir kam eine Idee. Ich prüfte den Ladestand meiner Pistole. Im Magazin der Makarow hatte ich noch sieben Schuss, einen nahm ich raus und lud die Waffe wieder. Ich setzte alles auf eine Karte. Von meiner Deckung rannte ich quer durch die Halle zur Kransteuerung und feuerte meine verbleibenden sechs Schuss grob in Richtung meines Gegners, um ihn in Deckung zu zwingen. Als ich wieder in Deckung vor gegnerischem Beschuss lag, lud ich meine verbliebene Kugel nach und machte mir an der Kransteuerung zu schaffen. Es war ein

gewagter und improvisierter Plan. Die eingeschaltete Beleuchtung verriet mir, das die Fabrik noch mit Strom versorgt wurde, vermutlich für die Demontearbeiten. Die Bauarbeiter nutzten vermutlich die Kräne zum Verladen des anfallenden Bauschutts. Seien wir ehrlich, jeder, der die Gelegenheit hätte, mit so einem Kran zu spielen, würde es tun und Bauarbeiter sowieso. Renates Komplize hatte sich auf dem Vorderen der beiden Kräne verschanzt. Mein Plan war es, den hinteren Kran mit größtmöglicher Wucht auf den vorderen auffahren zu lassen und so Renates Komplizen aus seiner Deckung zu zwingen. Der Kran fuhr los und wurde schneller. Mit einem Riesenlärm und Krawall stießen die beiden Ungeheuer aus Stahl aufeinander. Renates Mitbewohner verlor beim Aufprall das Gleichgewicht und stürzte mit dem Kopf voran auf den Hallenboden. Ich näherte mich ihm vorsichtig, um ihm das Gewehr wegzunehmen. Von ihm ging keine Gefahr mehr aus, er hatte sich mindestens das Genick gebrochen. Ich nahm sein Gewehr an mich und lud es mit dem verbliebenen Magazin, das Lars noch bei sich trug.

## **Kapitel 26**

***BERLIN, DONNERSTAG 02.06.2016***

Jetzt blieb nur noch Renate von dem Terrortrio übrig. Ich folgte ihren Spuren, die sie in der dicken Staubschicht auf dem Boden hinterlassen hatte, aufs Dach der Fabrik. Oben wartete sie schon auf mich.

„Das Zentrale Politkommissariat verfügt über 12 Millionen Mitglieder und ausgerechnet Du musst es sein, der uns auf-fliegen lässt. Warum?“

„Man sieht sich immer zweimal im Leben. Aber warum habt ihr all diese Leute getötet?“

„Weil es unser Job ist.“

„Quatsch, Du bist Malerin.“

„Wenn Du meine Bilder sehen würdest, wüsstest Du, das ich von der Malerei niemals leben könnte. Besonders nicht in die-

ser Gesellschaft, die Krankenschwestern, Kindergärtner und ...“, das letzte Wort spuckte sie förmlich aus, „und Bauarbeiter verehrt.“

„Sie werden nicht verehrt, Sie werden entsprechend Ihres Beitrags für die Gesellschaft gewürdigt.“

„Pah, das ist Unsinn, dieses ganze Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit.“

„Was hat Dich zu dem getrieben, was Du getan hast?“

„Ich? Ich wollte Model werden, verehrt für meine Grazie, meine Schönheit und meine Anmut. Als der Westen kam, dachte ich, endlich kann ich meine Bestimmung wahr werden lassen. Aber ihr Kack-Kommunisten musstet mir dazwischen funken mit eurem Arbeiter hier, Bauern da, Revolution, Revolution Revolution, bla bla bla.“

„Also hast Du Dich für den Klassenfeind entschieden?“

„Nein! Er hat sich für mich entschieden. Kaum warst Du in der Armee verschwunden, um Cowboys und Kommunisten zu spielen, hab ich rüber gemacht und zugesehen, dass ich meine Schäfchen ins Trockene bringe. Alles lief super bis Du und Deine Idiotenkumpels 1995 alles kaputt gemacht habt. Da hab ich beschlossen, dass ich euch bekämpfe wo ich nur kann. Einen Monat später warb mich der BND für Gladio mit dem Auftrag an, eine Schläferzelle in Berlin einzurichten. Aber jetzt hat uns der mächtige Politikkommissar Krüger zur Strecke gebracht, nicht wahr?“

„Weißt Du, was echt peinlich für euch ist? Ich bin nicht mal mehr Politikkommissar, ich bin jetzt Archivar.“

„Was?“

„Das heißt: Wie bitte?“

„Klugscheißer bis zum Schluss.“

„Egal, ich bin mit einem Auftrag hier. Warum musste Klaus Meir sterben? Er war Schlosser und Gewerkschaftsaktivist, mehr nicht.“

„Wer?“

„Der Mann den ihr im Landwehrkanal entsorgt habt.“

„Ach der, der hatte Pech, dass er regelmäßig Demos ange-

meldet und zu oft das Maul aufgerissen hatte und uns deshalb aufgefallen war.“

„Warum habt ihr das Theater mit der Krankschreibung veranstaltet?“

„Je später man ihn als vermisst gemeldet hätte, um so schwerer hättest Du uns erwischt.“

„Durch den Anruf bin ich erst auf euch aufmerksam geworden.“

„Scheiße, das war Claudias Aufgabe.“

„Sie hat von eurer WG aus angerufen.“

„Verdammt, Sie war zwar noch nie die hellste Kerze auf der Torte, aber ich habe nicht damit gerechnet das sie so doof war.“

„Warum habt ihr all diese Menschen getötet?“

„Um Angst zu säen, das Vertrauen in den Staat zu schwächen und um schlussendlich die Räterepublik zu stürzen.“

„Das hat sich erledigt, ihr seid erledigt.“

„Pah, für jede Zelle von uns die ihr ausschaltet entstehen zwei neue, ihr könnt uns nicht besiegen, ihr könnt nicht gewinnen.“

„Ich glaube schon, das wir gewinnen können.“

„Bevor ich Dich erschiesse, hätte ich noch eine Frage an Dich.“

„Welche?“

„Hattest Du nach mir je wieder eine Geliebte?“

Ich schaute sie eindringlich an.

„Ja.“

Renate guckte mich finster und grimmig an.

„Kenne ich die Schlampe?“

„Ja.“

„Wer ist es?“

„Die internationale Arbeiter innenklasse.“

„Du warst schon immer ein hoffnungsloser Romantiker, Peter.“

Sie hob ihre Waffe, um mich zu erschießen, doch meine Kalaschnikow war schneller. Ich erschoss sie. Dass Einzige,

was ich dabei fühlte, war der Rückstoß. Ein Stockwerk tiefer hörte ich das Stampfen schwerer Stiefel, die Kavallerie war da. Ich entspannte meine Waffe, entnahm das Magazin und stellte sicher, dass das Patronenlager frei war. Danach legte ich das Gewehr und das Magazin auf den Boden, entfernte mich drei Schritte, dreht mich mit erhobenen Händen zur Tür und harrte der Dinge, die da kamen.

## Kapitel 27

***BERLIN, FREITAG 02.12.2016***

Nachdem das Rollkommando der Volkspolizei mich oben auf dem Dach festgenommen hatte, ging es erst mal in den Bau. Kfz-Diebstahl, schwere Sachbeschädigung, Verstoß gegen die Straßenverkehrsordnung, Verstoß gegen das Kriegswaffenkontrollgesetz, Hausfriedensbruch und dreifacher Mord wurden mir zur Last gelegt. Ich weiß nicht, ob mein Pflichtverteidiger schon vor meinem Fall ein Alkoholproblem hatte, hinterher hatte er definitiv eines. Anfang Dezember war mein erster Verhandlungstermin. Durch die Ermittlungen der Volkspolizei und des Zentralen Politkommissariats wurden alle Anklagepunkte gegen mich fallengelassen, mein Anwalt plädierte erfolgreich auf Nothilfe, Notwehr und §127 Abs.1, die Jedermann-Festnahme. So kam es, dass ich bei schönstem Dezemberwetter im Schneeregen in Sommerklamotten aus der Untersuchungshaftanstalt Hohenschönhausen entlassen wurde. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass irgendjemand mich abholte, aber vor dem Tor wurde ich erwartet.

„Guten Tag, Genosse Krüger.“, begrüßte mich Major Stein.

„Hier, nehmen Sie. Es wäre doch etwas unglücklich, wenn Sie aus der U-Haft entlassen werden und dann an einer Lungenentzündung sterben.“

Mit diesen Worten gab er mir einen ausrangierten Regenmantel der Internationalen Volksarmee. Ich zog ihn an und mir wurde ein bisschen wärmer.

„Kommen Sie, kommen Sie, eh wir hier noch erfrieren.“

Wir gingen zu seinem alten Wartburg. Nachdem wir losgefahren waren, merkte ich, wie langsam die wohlige Wärme der Heizung die Beine hochkroch. Nach einer dreiviertel Stunde Fahrt waren wir vor meiner Haustür.

„Vielen Dank fürs Abholen, Genosse Major.“

„Halt, halt, Genosse Krüger, ich bin weder die Heilsarmee noch ein Taxi-Unternehmen, ich will mit Ihnen reden.“

„Reden worüber?“

„Über Ihre Unternehmungen im Fall Schmid / Stühler / Malotzki.“

„Ich dachte, die Ermittlungen seien abgeschlossen und die Unterlagen archiviert.“

„Sehen Sie, Genosse Krüger, Sie haben unglaubliches Engagement und Beharrlichkeit in diesem Fall bewiesen, da Sie trotz aller Widerstände den Auftrag von Frau Meir erfüllt haben. Ich fände es schade, wenn solch Talent, Tatendrang und Erfahrung im Archiv verstauben würde, anstatt in der Abteilung für Aufklärung und Abwehr die Errungenschaften der Gesellschaft zu verteidigen.“

„Schön gesagt, aber meines Wissens nach sind alle Stellen in Ihrer Abteilung besetzt.“

„Besetzt ja, aber kompetent besetzt? Nein. Wir mussten uns vor kurzem von einem Mitglied der Abteilung wegen grober Inkompetenz trennen, daher ist ein Kommissarsposten frei und muss neu besetzt werden. Was hielten Sie davon, wenn Sie diesen Kampfplatz für den Frieden besetzten?“

„Genosse Major, es wäre mir eine Ehre.“

„Sehr gut, dann sehen wir uns Montag um 06:30 Uhr beim Fahnenappell.“

06:30 Uhr Fahnenappell, verdammt ich wusste, ich hatte etwas vergessen.

Eine halbe Stunde bevor das Archiv schloss, schaffte ich es, dort anzukommen. Ich ließ den Eingangsbereich hinter mir und begab mich zügig zum Büro, um dort ein paar Sachen abzuholen, die ich beim letzten Mal hier hatte zurücklassen

müssen. Als ich das Büro betrat, staunte ich nicht schlecht. Die Groschenromane waren von Sachbüchern und Verwaltungsvorschriften des Zentralen Politkommissariats in die weniger offensichtlichen Ecken des Büros verdrängt worden. Im Zentrum des Bücherregals hinter dem Arbeitsplatz der Genossin Buskowski standen zwei Büsten, eine von Feliks Dzierzynski und die andere von Lenin. Zu meiner größten Überraschung saß auf meinem Platz Steven Krug, die Nase in ein Lehrbuch über marxistische Philosophie vergraben. Er wirkte alles andere als begeistert. Aus dem Archiv hörte ich eine sanfte Stimme. Es war der Tonfall, den Menschen benutzen, wenn sie mit jemanden telefonieren, den sie lieben.

„... ich Dich auch, bis heute Abend.“

Ein Kussgeräusch beendete den Monolog. Mit einem Handy in der Hand bog die Genossin Buskowski um die Ecke. Sie sah mich überrascht an.

„Genosse Krüger, Sie schlimmer Finger, Sie hat man wieder raus gelassen?“

„Jawohl Genossin, unschuldig im Sinne der Anklage.“

„Ich habe einiges über Sie und Ihre Abenteuer in der Zeitung und in den Berichten gelesen. Endlich hat es sich wieder gelohnt, die Berichte näher in Augenschein zu nehmen, die wir hier verwalten sollen.“

Während die Genossin Buskowski mit mir plauderte, legte Steven sein Buch zur Seite und hörte Berta zu, die mir von ihrem neuen Freund vorschwärmte, den sie durch unsere gemeinsame Unternehmung kennengelernt hatte.

Als die Genossin bemerkte, dass Steven sich eine Pause gönnte, fuhr sie ihn an: „Genosse Krug, sind Sie mit dem Ihnen aufgetragenen Abschnitt schon fertig?“

Steven schüttelte resigniert den Kopf.

„Was die Kaderschulung bei Ihnen versäumt hat, Genosse, das werden wir hier nachholen. Als Mitglieder des Zentralen Politkommissariats, ob an der Front oder bei den Rückwärtigen Diensten, ob in Uniform oder zivil, haben wir sowohl gesellschaftlich als auch geistig eine Vorbildfunktion zu erfül-

len! Eine der wirksamsten Waffen gegen den Faschismus und Imperialismus ist Bildung! Also, lesen Sie es nicht nur, lernen Sie es!“

Verärgert schnappte sich Steven sein Buch und begann wieder eifrig darin zu lesen.

„Genossin Buskowski, ich wollte meine Brotbüchse und mein Exemplar von ‘Was tun?’ abholen.“

„Die Brotbüchse ist kein Problem, die liegt abgewaschen in einem meiner Schubfächer. Nur das mit dem Buch würde ich gerne verschieben, bis wir hier eigene Exemplare haben.“

„Na gut, aber dann seien Sie bitte vorsichtig damit.“

„Das werde ich, darauf können Sie Gift nehmen, Genosse Krüger.“

Ich schnappte mir meine Sachen und verließ grinsend das Archiv.

Ende